

medien

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart

& zeit

ISSN 0259-7446

€ 4,40

Thema:
**Biographische
Annäherungen**

**Probleme und Chancen des
biographischen Interviews**

**Deutung und Umdeutung
einer Partisanen-Biographie**

Karl Kraus und die Presse

**Erich Everth –
ein „einsamer“
Wissenschaftler?**

1/2005

Jahrgang 20

medien & zeit

Inhalt

Probleme und Chancen des biographischen Leitfaden-Interviews Ein Erfahrungsbericht	4
Maria Löblich	
Sepp Plieseis Deutung und Umdeutung einer Partisanen-Biographie	11
Klaus Kienesberger	
Ich gegen Babylon: Karl Kraus und die Presse	29
Simon Ganahl	
Ein „einsamer“ Wissenschaftler? Erich Everth und das Leipziger Institut für Zeitungskunde zwischen 1926 und 1933. Ein Beitrag zur Bedeutung des Biographischen für die Geschichte der Zeitungswissenschaft	38
Erik Koenen	
Rezensionen	51

Impressum

Medieninhaber. Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung
(AHK)“, A-1180 Wien, Postfach 442
http://muz.pub.univie.ac.at
WAP: http://muz.pub.univie.ac.at/wap/

© Die Rechte für die Beiträge in diesem Heft liegen beim
„Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“

Redaktion:

Gaby Falböck, Bernd Semrad

Lektorat und Layout:

Gaby Falböck, Bernd Semrad

Redaktion Buchbesprechungen:

Gaby Falböck (gabriele.falboeck@univie.ac.at)

Korrespondenten:

Prof. Dr. Hans Bohrmann (Dortmund),
Univ.-Prof. Dr. Hermann Haarmann (Berlin),
Univ.-Prof. Dr. Ed Mc Luskie (Boise, Idaho),
Univ.-Prof. Dr. Arnulf Kutsch (Leipzig),
Dr. Markus Behmer (München),
Prof. Dr. Rudolf Stöber (Bamberg)

Druck:

Buch- und Offsetdruckerei Fischer,
1010 Wien, Dominikanerbastei 10

Erscheinungsweise:

Medien & Zeit erscheint vierteljährlich

Bezugsbedingungen:

Einzelheft (exkl. Versand): € 4,40
Doppelheft (exkl. Versand): € 8,80

Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): € 16,—
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): € 21,80

StudentInnenjahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): € 11,60
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): € 17,40

Bestellung an:

Medien & Zeit, A-1180 Wien, Postfach 442
oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

ISSN 0259-7446

Offenlegung nach § 25 Mediengesetz:

Grundlegende Richtung:

Medien & Zeit ist eine wissenschaftliche Fachzeitschrift für
historische Kommunikationsforschung. Sie will Forum für eine
kritische und interdisziplinär ausgerichtete Auseinandersetzung über
Methoden und Probleme der Kommunikationsgeschichte sein.

Medieninhaber.

Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung
(AHK)“, A-1180 Wien, Postfach 442

Vorstand des AHK:

Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Duchkowitsch (Obmann)
a.o. Univ.-Prof. Dr. Fritz Hausjell (Obmann-Stv.)
Mag. Fritz Randl (Geschäftsführer)
Mag. Bernd Semrad (Geschäftsführer-Stv.)
Mag. Claudia Spitznagel (Schriftführerin)
Christian Schwarzenegger (Schriftführer-Stv.)
Mag. Wolfgang Monschein (Kassier)
Marion Linger (Kassier-Stv.)

Editorial

medien & zeit eröffnet den Jubiläums-Jahrgang mit einem Heft, das einem besonders in der Kommunikationsgeschichte zentralen Thema gewidmet ist: Biographien. Das Erschließen von Persönlichkeiten und deren Schaffen steht im Zentrum zahlreicher Studien und Forschungsarbeiten. Die oft tradierte Fokussierung auf „große Journalisten“ und „publizistische Persönlichkeiten“ stellt jedoch in dieser Ausgabe von *medien & zeit* keinen Leitgedanken dar. Vielmehr sollen Forschungen etwas abseits des Mainstreams vorgestellt werden.

Den Auftakt der lebensgeschichtlichen Annäherungen macht Maria Löblich: Die wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Ludwig-Maximilians-Universität München stellte einen Fachvertreter in den Mittelpunkt ihrer Diplomarbeit: Otto B. Roegele. Anhand ihrer Erfahrungen mit dem früheren Münchner Institutschef berichtet Löblich über Probleme und Vorteile im Umgang mit lebensgeschichtlichen Interviews. Sie identifiziert hemmende als auch förderliche Faktoren für den Erkenntnisgewinn aus dieser Methode und mahnt zur permanenten Selbstreflexion bei Vorbereitung und Durchführung derartiger Gespräche.

Klaus Kienesberger stellt eine weder wissenschaftliche noch journalistische Persönlichkeit in das Licht kommunikationshistorischer Forschung: den Widerstandskämpfer Sepp Plieseis aus dem oberösterreichischen Salzkammergut. Dieser verarbeitete seine lebensgeschichtlichen Erfahrungen auf fiktionaler Art und Weise in einem Roman. Wenngleich Lebens- und Werkanalyse nicht per se in unserem Fach angesiedelt sind, beginnt die kommunikationshistorisch relevante Komponente dieser Biographie nach dem Tod Plieseis': 1971, als die DDR seine Biographie und seinen Roman in die Ahnenreihe eines „antifaschistischen Helden“ einzureihen versucht. Da dies nur unter teils massiven Eingriffen in die ursprüngliche Romanvorlage geschehen konnte, wird die politische Instrumentalisierung der Person Plie-

seis zu einem kommunikationsgeschichtlichen Beispielfall.

Der Sprachzündler Karl Kraus und dessen Lebenswerk standen bereits im Brennpunkt vieler literaturwissenschaftlicher, germanistischer und kommunikationshistorischer Studien. In diesem Heft betrachtet Simon Ganahl in einer Zusammenschau der wichtigsten Erkenntnisse seiner Abschlussarbeit die Person und das Werk des Wortakrobaten aus einer innovativen, transdisziplinären Perspektive. Ganahl trägt (gewonnen aus einer umfangreichen Sprach- und Inhaltsanalyse) die Fragmente einer Presse- und Sprachkritik bei Kraus zusammen, versucht diese zu kanonisieren und stellt sie in den (lebensgeschichtlichen) Zusammenhang des weltberühmten Wieners im Widerstreit von Moderne und Postmoderne.

Schließlich geht Erik Koenen auf Methoden und Methodenprobleme bei der Annäherung an die Fachgeschichte über deren Schlüsselfiguren ein. Das Erfassen der Sozialgestalt einer akademischen Disziplin über eine wissenschaftliche Persönlichkeit sowie deren Ideengestalt über Werk und Wirken eines wegbereitenden Zeitungswissenschaftlers stehen im Zentrum des zugleich als Dissertationsprojekt bearbeiteten Themas an der Universität Leipzig. Erich Everth, Ordinarius des Leipziger Instituts für Zeitungskunde 1926-1933, war ein mutiger Mahner an der Schwelle zum Nationalsozialismus, sollte jedoch schon bald nach der „Machtergreifung“ verstummen. Koenen verdichtet anhand seines Beitrags die Bedeutung des Biographischen für die Geschichte der Zeitungswissenschaft.

Mit den besten Wünschen für eine erhellende Lektüre begrüßen wir Sie im 20. Jahrgang von *medien & zeit*!

GABY FALBÖCK
BERND SEMRAD

Probleme und Chancen des biographischen Leitfaden-Interviews

Ein Erfahrungsbericht

Maria Löblich

Biographische Forschung stützt sich häufig auf Lebenserfahrung und Lebensführung, dargestellt aus der Sicht des Subjekts. Ein Zugang zu Lebensgeschichten ist das biographische Interview, in dem eine Person entweder nach Abschnitten ihres Lebens oder nach ihrem gesamten Lebenslauf befragt wird.¹ Dabei besteht eine Grundannahme darin, dass über ein relativ offen gestaltetes Interview die Interpretation oder Rekonstruktion des Lebensverlaufs aus subjektiver Sicht zur Geltung kommen kann.² Eine zweite Prämisse lautet, dass der Erzählende seine Lebensgeschichte „identisch und authentisch“ rekonstruiert.³ Inwiefern ist es aber überhaupt möglich, mit einem Interview die Sicht „von innen“⁴ zu erheben?

Die Annahme, dass Erinnerungen mit Erlebnissen und Geschehnissen der Vergangenheit gleichzusetzen sind, findet man in der heutigen Methodenliteratur ebenso wenig wie die Vorstellung, dass Erzähltexte völlig frei vom Erzähler produziert werden.⁵ Ein Interview wird – wie andere soziale Situationen auch – von Erwartungen hinsichtlich der Begegnung, von bestimmten Vorstellungen der Gesprächspartner voneinander,

von der Wahrnehmung verbaler und non-verbaler Äußerungen des jeweils Anderen sowie von der gemeinsamen Situationsdefinition beeinflusst.⁶ Allerdings existieren im Interview spezifische Kommunikationsregeln, von Interviewer und Befragtem wird die Einhaltung bestimmter Rollen verlangt.⁷ Ein biographisches Interview wird aber auch vom Gedächtnis beeinflusst und von der aktuellen Lage des Befragten. Besonders in erzählbetonten Interviewformen kommen die sogenannten „Zugzwänge“ des Erzählens als Organisations- und Gestaltungsfaktor der Antworten hinzu.⁸

Ein weiterer Grund, sich mit Problemen im biographischen Interview zu beschäftigen, besteht darin, dass hier im Unterschied zu bereits vorhandenen Quellen das Material erst produziert wird. Dies eröffnet zumindest die Möglichkeit, vorab potentielle Schwierigkeiten zu reflektieren und nach Lösungen zu suchen.⁹

In diesem Beitrag sollen anhand eines Erfahrungsberichts Probleme biographischer Interviews aufgezeigt werden.¹⁰ Die Grundlage dieses Berichts bildet ein Interview, das ich mit Otto B.

¹ Werner Fuchs-Heinritz: *Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2000, S. 9.

² Uwe Flick: *Qualitative Methoden. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften*. Reinbek: Rowohlt 1998, S. 94.

³ Vgl. kritisch dazu Steffani Engler: „In Einsamkeit und Freiheit“? Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur. Konstanz: UVK 2001, S. 34f.

⁴ Martin Kohli: „Von uns selber schweigen wir.“ *Wissenschaftsgeschichte aus Lebensgeschichten*. In: Wolf Lepenies (Hrsg.): *Geschichte der Soziologie*. Frankfurt: Suhrkamp 1981, Bd.1, S. 428-460, hier S. 429.

⁵ Fuchs-Heinritz, *Biographische Forschung*, Flick, *Qualitative Methoden*, Siegfried Lamnek: *Qualitative Sozialforschung, Band 2. Methoden und Techniken*. Weinheim: Beltz 1993, Jürgen Bortz/Nicola Döring: *Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler*. Berlin: Springer 2002.

⁶ Hartmut Esser: *Können Befragte lügen? Zum Konzept des „wahren Wertes“ im Rahmen der handlungstheoretischen Erklärung von Situationseinflüssen bei der Befragung*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. 38. Jg. (1986), S. 314-336. Harald Welzer: *Das Interview als*

Artefakt. Zur Kritik der Zeitzeugenforschung. In: *Bios. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 13. Jg. (2000), H. 1, S. 51-63, hier S. 52f.

⁷ Asymmetrische Kommunikationskonstellationen gibt es allerdings auch in alltäglichen Situationen, etwa im Mandanten- oder Patientengespräch.

⁸ Engler, „In Einsamkeit und Freiheit“, S. 34f.

⁹ Fuchs-Heinritz, *Biographische Forschung*, S. 9ff.

¹⁰ vgl. ähnliche Berichte von Gert Dressel/Nikola Langreiter: *Wenn „wir selbst“ zu unserem Forschungsfeld werden*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum Qualitative Social Research* (Online-Journal), 4 (2), Art. 27. Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-03/2-03dressellangreiter-d.htm> (Zugriff: 2.2.2005).

Erwin O. Smigel: *Interviewing a Legal Elite: The Wall Street Lawyer*. In: *The American Journal of Sociology*, Vol. 64, No. 2 (Sep., 1958), S. 159-164. Harriet Zuckerman: *Interviewing an Ultra-Elite*. In: *The Public Opinion Quarterly*, Vol. 36, No. 2 (Summer 1972), S. 159-175. William H. Hunt/Wilder W. Crane/John C. Wahlke: *Interviewing Political Elites in Cross-Cultural comparative Research*. In: *The American Journal of Sociology*, Vol. 70, No. 1 (Jul., 1964), S. 59-68. Lewis Anthony Dexter: *Elite and Specialized Interviewing*. Evanston: Northwestern University Press 1970.

Roegele (Jg. 1920) an einem Wochenende im September 2002 geführt habe. Otto B. Roegele ist emeritierter Professor und ehemaliger Leiter des Münchener Instituts für Kommunikationswissenschaft (Zeitungswissenschaft) sowie Mit-herausgeber des *Rheinischen Merkur*. Das Gespräch bildete einen Bestandteil meiner Magisterarbeit über das Menschenbild von Otto B. Roegele.¹¹ Ziel der Arbeit war es, das Menschen- und Gesellschaftsbild aus Roegeles wissenschaftlichem Werk hermeneutisch herauszuarbeiten und vor seinem biographischen Hintergrund zu erklären. Von dem Interview erhoffte ich mir Aufschluss über Erlebnisse, Vorbilder und Erfahrungen Roegeles, auch darüber, wie er bestimmte Lebenssituationen seiner Vergangenheit deutet. Für die Schilderung der Weltanschauung schien zunächst ein narratives Interview geeignet zu sein, weil es die freie Äußerung des Befragten wenig reglementiert. Dieser Interviewform standen jedoch mehrere Überlegungen entgegen: Vom Gespräch erwartete ich mir nicht nur lebensgeschichtliche Erzählungen, sondern auch die Klärung von Interpretations- und Sachfragen, die sich aus meiner Werkanalyse ergeben hatten. Eine größere Bandbreite an Fragen erfordert allerdings auch mehr Steuerung durch den Interviewer als im narrativen Interview vorgesehen. Ein weiterer Grund war, dass Otto B. Roegele bereits mehrere autobiographische Texte verfasst hatte und in einer völlig freien Erzählung Wiederholungen zu befürchten waren. Schließlich schien für ein zwei Tage dauerndes Gespräch eine Orientierungshilfe notwendig. Ein Leitfaden sollte es ermöglichen, Otto B. Roegele auf bestimmte, für mich relevante Fragestellungen hin zu lenken und gleichzeitig solche Fragen zu formulieren, die erzählerische Antworten stimulieren.¹²

Dieser Erfahrungsbericht stützt sich auf das Interviewtranskript, den Leitfaden, auf Notizen zu Telefonaten und zum Interview, auf Korrespondenz und schließlich auch auf mein Gedächtnis. Mittlerweile liegt das Interview zwar zweieinhalb Jahre zurück, doch ist die Erinnerung angesichts dieses aus dem Studium herausragenden Erlebnisses gut.

Dieser Beitrag ist zum einen chronologisch ver-

fasst anhand der Interview-Phasen, zum anderen ist er nach Einflussfaktoren geordnet, die die Methodenliteratur kennt. Bekannte Problembe- reiche in (biographischen) Interviews sind das Gedächtnis, der Ort des Gesprächs, die Rollen- verteilung in dieser spezifischen Kommunikati- onssituation, das Interviewerverhalten und die Interviewführung sowie das Antwortverhalten des Befragten. Diese Probleme werden jedoch, zumindest in der deutschsprachigen Methodenli- teratur, meist nur in Hinblick auf Interviews mit „normalen“ Menschen reflektiert. Mit „schicht- spezifischen Voraussetzungen“ sind dann in erster Linie Erzählbereitschaft und Artikulationsfähigkeit von „Unterschichten“-Angehörigen gemeint.¹⁴ Ganz andere Probleme tauchen aber in Interviews mit Befragten aus Eliten auf, wie Politiker, Wis- senschaftler, Rechtsanwälte oder etwa Nobel- preisträger. Hier spielen Artikulationskompetenz, Interviewerfahrung, Spezialwissen, hoher sozialer Status und Prestige eine wichtige Rolle und stel- len andere Anforderungen an den Interviewer und an das Interviewer-Befragten-Verhältnis.¹⁵ Otto B. Roegele ist als emeritierter Lehrstuhlin- haber, Publizist und Herausgeber zu dieser Befragtengruppe zu rechnen.

1. Vorbereitung des Interviews

Kontaktaufnahme und Einstellung zum Interviewvorhaben

Der erste Schritt zur Kontaktaufnahme meiner- seits war ein Brief, in dem ich mein Vorhaben vorstellte und die Bitte um ein Interview äußerte. Nach einer Woche rief Otto B. Roegele an und zeigte sich gegenüber einem Interview sehr aufge- schlossen. Der darauf folgende Briefwechsel und Telefonate dienten dem gegenseitigen Kennenler- nen und dem Aufbau eines Vertrauensverhältnis- ses. Letzteres ist Voraussetzung für ein biographi- sches Interview, in dem nach Emotionen und persönlichen Themen gefragt wird.¹⁶ Kooperati- onsbereitschaft zeigt sich auch im Zeitopfer, das Befragte für ein Interview zu bringen bereit sind, besonders bei beruflich stark beanspruchten und hoch betagten Personen. Insofern zeugen auch Otto B. Roegeles Vorschlag, das Interview auf ein ganzes Wochenende zu verteilen, sowie seine Ein-

¹¹ Maria Löblich: *Das Menschenbild in der Kommunikationswissenschaft. Otto B. Roegele*. Münster: LIT-Verlag 2004 (= Kommunikationsgeschichte 20).

¹² Fuchs-Heinritz, *Biographische Forschung*, S. 171ff.

¹³ Fuchs-Heinritz, *Biographische Forschung*; Flick, *Qualitative Methoden*, Lamnek, *Qualitative Sozialforschung*, Dressel/Langreiter, *Wenn „wir selbst“ zu unserem*

Forschungsfeld werden.

¹⁴ Fuchs-Heinritz, *Biographische Forschung*, S. 173, 215.

¹⁵ Zuckerman, *Interviewing an Ultra-Elite*, Smigel, *Interviewing a Legal Elite*, Dressel/Langreiter, *Wenn „wir selbst“ zu unserem Forschungsfeld werden*, Dexter a.a. O.

¹⁶ Fuchs-Heinritz, *Biographische Forschung*, S. 226f.

ladung, bei ihm und seiner Frau zu übernachten, von Hilfsbereitschaft und Interesse.

Am Anfang bat Otto B. Roegele um Erläuterungen, Literaturhinweise und um den Text der Einleitung meiner Arbeit („damit Sie mir im Interview nicht zu viel voraus haben“). Roegele ging professionell an das Interviewvorhaben heran, bereitete sich vor und wollte meinen wissenschaftlichen Ansatz nachvollziehen. Die Rolle des „Patienten“ sei ihm zwar etwas unheimlich, aber wir würden schon zusammenkommen. Wissenschaftler und Juristen sind bestrebt, in der Rolle des Interviewten genauso erfolgreich zu sein wie in anderen Rollen und bemühen sich, im Gespräch ebenfalls auf höchstem Kompetenzniveau zu agieren.¹⁷ Roegele sah sich weniger in der Rolle des „Forschungsobjekts“, sondern viel mehr als wissenschaftlicher Partner oder Mentor, der das Interview mindestens auf gleicher Augenhöhe reflektieren wollte. Und ich selbst bezog ihn auch in meine Untersuchung als Partner ein, was nur zum Gelingen meiner Arbeit beitragen konnte.¹⁸

Gleich beim ersten Telefonat fragte Otto B. Roegele mich auch nach dem, was ich bislang von ihm gelesen hätte, erzählte ausführlich von

den für ihn wichtigen Ideen und Personen und legte mir bestimmte Texte nahe. Einige Tage vor dem Interviewtermin erhielt ich einen großen Umschlag mit mehreren Texten – „für Ihre ‚Fragen-Bildung‘“, wie er schrieb. Solche Versuche, der Nachwelt ein bestimmtes Bild von sich und der eigenen Lebensgeschichte zu vermitteln, sind aus anderen Forschungen bekannt.¹⁹

Vorbereitung

Zur Vorbereitung las ich Texte von Roegele, Darstellungen des historisch-politischen und des religiösen Kontextes seines Lebens sowie Literatur

Versuche, der Nachwelt ein bestimmtes Bild von sich und der eigenen Lebensgeschichte zu vermitteln, sind aus anderen Forschungen bekannt.

über die Entwicklung der Kommunikationswissenschaft in der Zeit von Roegeles Ruf an die Universität bis zu seiner Emeritierung. Diese Vorbereitung sollte verschiedene Funktionen erfüllen. Zum einen wollte ich Zugang zu mir nicht eben vertrauten Denkweisen Roegeles (z.B. Religiosität) erhalten. Zum anderen sollte die zeitliche Inanspruchnahme eines noch immer viel beschäftigten und hoch betagten Wissenschaftlers und Publizisten durch den Beweis von ernsthafter Absicht und Kompetenz legitimiert werden. Schließlich wollte ich vorab einen Eindruck von seinem Antwortverhalten gewinnen und las andere Interviews mit ihm.

Natürlich hatten sich viele Fragen angesammelt. Das Spektrum reichte von allgemeinen bis zu detaillierten Fragen, von Sachfragen und Fragen zu Denkmotiven und zum Leben, bis hin zu Fragen, die eher auf die Diskussion meiner Interpretationen abzielten.²⁰ Der Leitfaden, der daraus entstand, war chronologisch aufgebaut und umfassend. Die Aussicht auf zwei Tage Interview

hatten ihn rasch wachsen lassen. Über Erfahrung mit derartig langen Interviews verfügte ich nicht. Der Leitfaden sollte deshalb als Gedächtnisstütze dienen und Formulierungsvorschläge für komplexe Interpretationsfragen liefern. Die Menge der zu besprechenden Themen und den Zeitverlauf mittels Leitfaden im Blick

zu behalten, gelang allerdings nur bedingt. Otto B. Roegele hatte viele Aspekte, die erst an späterer Stelle im Leitfaden nachgefragt werden sollten, mit seinen elaborierten Antworten bereits abgedeckt.²¹ Natürlich müssen Fragen im Interview flexibel gehandhabt werden, aber ein Leitfaden kann durchaus eine grobe Struktur vorgeben (etwa vom Allgemeinen zum Speziellen führen oder chronologisch angelegt sein).²² Trotzdem war am Abend des ersten Gesprächstages die Überarbeitung des Leitfadens notwendig, auch schien eine stärkere Prioritätensetzung bei den Themen erforderlich.

¹⁷ Zuckerman, *Interviewing an Ultra-Elite*, S. 175, Smigel, *Interviewing a Legal Elite*, S. 160.

¹⁸ Fuchs-Heinritz, *Biographische Forschung*, S. 218f.

¹⁹ Michael Meyen/Maria Löblich: *Warum Institutsgeschichte, warum Bausteine, warum gerade diese? Eine Einführung*. In: Dies. (Hrsg.): *80 Jahre Zeitungs- und Kommunikationswissenschaft in München. Bausteine zu einer Institutsgeschichte*. Köln: Herbert von Halem Verlag 2004 (= Theorie und Geschichte der

Kommunikationswissenschaft 1), S. 9-20, hier S. 18. Fuchs-Heinritz, *Biographische Forschung*, S. 219.

²⁰ Fuchs-Heinritz, *Biographische Forschung*, S. 218.

²¹ Vgl. auch Zuckerman, *Interviewing an Ultra-Elite*.

²² Ute Nawratil: *Die biographische Methode: Vom Wert der subjektiven Erfahrung*. In: Hans Wagner: *Verstehende Methoden in der Kommunikationswissenschaft*. München: Fischer 1999, S. 335-358, hier S. 351.

2. Interviewsituation

Erinnerungsproblem

Dass sich Erlebnisse der Vergangenheit „nicht wie ein Film abrufen“ lassen, „in dem alle Details erneut betrachtet werden könnten“²³, ist selbstverständlich, und im Interview mit Otto B. Roegele ging es auch nicht um Details oder Fakten aus seinem Leben wie etwa in Zeitzeugen-Interviews. Das Problem der Erinnerung stellte sich hier eher in Bezug auf die Fragen nach seinen früheren Lebensauffassungen, Erfahrungen und Motivationen sowie hinsichtlich der Entwicklung seines Denkens. Kann man sich daran erinnern, wie man früher gedacht hat und warum man so gedacht hat? Erinnerungen werden im Laufe des Lebens dynamisch und schematisiert aufgebaut. Schemata strukturieren die biographische Darstellung im Interview und erlauben Rückschlüsse auf die Gesichtspunkte, unter denen der Befragte seine persönliche Geschichte rekonstruiert. Sie liefern daher Aufschluss über relevante Ereignisse und Erfahrungen und über Zusammenhänge zwischen verschiedenen Aspekten der erinnerten Biographie.²⁴ Im Gespräch kam Otto B. Roegele immer wieder auf bestimmte, für ihn prägende Dinge zu sprechen – Erlebnisse im Nationalsozialismus, während seiner Mitgliedschaft in einem katholischen Jugendbund oder bei der Begegnung mit eindrucksvollen Personen. In seinen Erzählungen trat dabei die Verknüpfung dieser Erlebnisse mit der Entwicklung von Deutungsmustern und Denkstrukturen hervor. Diese sozialisatorischen Erlebnisse waren zudem häufig von so einschneidender „emotionaler Qualität“, dass Otto B. Roegele sie noch eingehend erzählen konnte. Sie hatten sich in sein Gedächtnis „eingebrennt“. Das emotionale Gedächtnissystem ist weniger anfällig für Entstellungen (wie zum Beispiel durch das Altern des Erinnernden) als das kognitive Gedächtnis, das für die Aufbewahrung von Fakten und Details verantwortlich ist.²⁵

Trotzdem erfolgt biographische Erzählung immer aus dem Heute, weshalb die aktuelle Situationsdefinition des Befragten dabei stets in Rechnung gestellt werden muss.²⁶ Inwieweit kann sich der Befragte im biographischen Gespräch von seiner momentanen Lage distanzieren? Von dem

Wissenschaftler Roegele konnte ich erwarten, dass er im Stande sein würde, seine eigenen Lebenserinnerungen mit distanzierendem Blick zu betrachten. Dass ich ihn als Partner meines Forschungsvorhabens ansprach, könnte zusätzlich befördert haben, dass Roegele von sich selbst Abstand wahrte.²⁷ Das Retrospektivproblem relativiert sich überdies, wenn – wie in Otto B. Roegeles Fall – der Befragte ein relativ stabiles Weltbild und ein einheitliches System von Deutungsmustern besitzt und auch in der erzählten Zeit darüber verfügt hat.²⁸

Ort

Das Interview fand auf Einladung im Haus des Ehepaars Roegele im Bergischen Land statt, wo ich äußerst gastfreundlich und wie selbstverständlich empfangen wurde. Wir führten das Gespräch im großzügigen Wohnzimmer, einem Raum mit großen Ölgemälden mit christlichen und naturalen Motiven an den Wänden, dunklen Möbeln und einer großen Fensterfront mit Blick auf ein Rosenbeet und hohe Bäume im Garten. Überall im Zimmer waren Bücher, Manuskripte, Zeitungen und Dokumente aufgestapelt. Die strenge Arbeitsatmosphäre des Interviews wurde nur von den Mahlzeiten, zu denen ich eingeladen war, unterbrochen. Zweimal nahm Frau Roegele kurz am Gespräch teil, nachdem ihr Mann sie dazu aufgefordert hatte.²⁹ Die Vorteile eines lebensnahen Interview-Orts liegen auf der Hand. Neben dem „Heimvorteil“ für den Befragten³⁰ (hier weniger relevant), erhält man einen Eindruck vom Lebensumfeld der Person. Als vorteilhaft erwies sich auch, dass Roegele mir Bücher und Dokumente zeigen konnte, die seine lebensgeschichtlichen Erzählungen illustrierten.

Distanz

Mein Verhalten als Interviewerin, die Fähigkeit zu unterbrechen und zu steuern, war beeinflusst von der sozialen Asymmetrie. Als Lehrstuhlinhaber und Direktor eines Universitätsinstituts hatte Roegele an der Spitze der akademischen Hierarchie gestanden. Der Gegensatz zu meiner akademischen (Nicht-) Position als Studentin konnte größer nicht sein und erzeugte ein Gefühl der Distanz sowie den Eindruck, vor einer wissen-

²³ Kristin Gisbert: *Das autobiographische Gedächtnis in der psychologischen Biographieforschung*. In: *Bios. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 14. Jg. (2001), H. 1, S. 26-36, hier S. 29.

²⁴ Ebd., S. 29-33.

²⁵ Welzer, *Das Interview als Artefakt*, S. 55f.

²⁶ Fuchs-Heinritz, *Biographische Forschung*, S. 155.

²⁷ Ebd., S. 218.

²⁸ Ebd., S. 156f.

²⁹ Dabei ging es um medizinische Themen, die in unserem Interview am Rande gestreift wurden. Frau Roegele ist Ärztin.

³⁰ Fuchs-Heinritz, *Biographische Forschung*, S. 240.

schaftlichen Autorität bestehen zu müssen. Auch die Positionsunterschiede zu Roeges zweitem Beruf irritierten. Er war Chefredakteur des *Rheinischen Merkur* gewesen und dann dessen Herausgeber. Als Journalist verfügt er zudem über Erfahrung im Führen von Interviews, sodass er Interviewer professionell beurteilen kann. Erfahrungen mit starken Rangunterschieden in Interviews beschreiben auch andere Forscher: Die Kulturwissenschaftler Gert Dressel und Nikola Langreiter berichten von ihrer Verunsicherung in Interviews mit Professoren. Diese resultierte daraus, dass sie selbst nicht im universitären Betrieb verankert waren und dass sie das Bedürfnis nach wissenschaftlicher Anerkennung durch die etablierten Interviewpartner empfanden. Der Ethnologe Rolf Lindner empfiehlt, die „Angst des Forschers vor dem Feld“ offen zu reflektieren.³¹ Für Distanz gesorgt haben dürfte in meinem Fall auch, dass mir Otto B. Roeges Denken zumindest anfänglich fremd war. Fremd war die Vorstellung, ein so festes und geschlossenes Weltbild zu haben, in das alle Wahrnehmungen eingeordnet werden. Möglicherweise ist das eine Generationsfrage. Otto B. Roegele hat die NS-Diktatur bewusst erlebt. Die Erfahrung, dass Religionsfreiheit und persönliche Bewegungsfreiheit beschnitten werden – dass Menschenwürde nichts zählt –, machte die Frage nach der „richtigen“ Gesellschaftsordnung und dem „wahren“ Menschenbild für diese Generation eventuell besonders brisant. Heute dominieren eher Wertepluralismus oder Wertrelativismus.³² Auch mit Religiosität und Katholizismus war ich, die ich in einem atheistischen Elternhaus aufgewachsen war und durch den Schulunterricht in der DDR vom sozialistischen Menschenbild noch einiges „mitbekommen“ hatte, nicht vertraut. Im „informellen“ Teil des Interviews, vor allem während der Mahlzeiten, kamen diese Unterschiede zur Sprache, wodurch ihr Problempotential relativiert wurde. Durch meine Vorbereitung konnte ich zumindest auch signalisieren, dass ich bestrebt war, Roeges Denken nachzuvollziehen.

Interviewführung

Im Leitfaden-Interview besteht die größte Anforderung an den Interviewer im Austarieren des permanenten Spannungsverhältnisses zwischen

dem, was er wissen will, und dem, was der Befragte erzählt.³³ Mit „Leitfadenbürokratie“ ist der zentrale Einwand gegen das Leitfaden-Interview benannt: Der Interviewer hält sich dann zu strikt an die Vorgaben im Leitfaden, unterbricht im falschen Moment die Ausführungen des Befragten und geht zur nächsten Frage über, statt vertiefend nachzuhaken. Der Weg zur Sicht des Befragten kann damit verstellt werden.³⁴ Die Entscheidung, wann und in welcher Reihenfolge ich welche Fragen stellen sollte, war manchmal schwierig („Wenn wir jetzt einen Sprung machen könnten zu...“?). Den Hauptgrund sehe ich dafür in dem Bestreben, alle Themen „schaffen“ zu müssen. Die Struktur des Leitfadens musste aber auch einen gewissen Vorrang vor der Erzählstruktur Roeges haben, denn bei der Gelegenheit, ein solch langes Interview zu führen, verfolgte ich nicht nur das Ziel, Episoden aus Otto B. Roeges Leben erzählt zu bekommen (von denen ich bereits einige aus seinen autobiographischen Schriften kannte), sondern auch die Absicht, mit ihm bestimmte Interpretationen zu diskutieren und Sachfragen zu klären. Einige Leitfaden-Interviews hatte ich zuvor schon gemacht, allerdings mit „normalen“ Befragten und über Alltagsthemen. Die „Leitfadenbürokratie“ kann nämlich noch eine weitere Ursache haben. Der Leitfaden erfüllt eine Schutzfunktion, indem er hilft, die bei komplexeren Themen (Gesellschaftsbild, politische Ideen, Wissenschaft) und zwei ungleichen Gesprächspartnern möglicherweise auftretende Verunsicherung durch die offene Gesprächsführung zu bewältigen.³⁵

Antwortverhalten

In der spezifischen Kommunikationssituation Interview sind im Prinzip Sprecher- und Hörerrolle klar verteilt. Reziprozität ist nicht vorgesehen. Trotzdem kann es vorkommen, dass der Befragte das Rollenschema durchbricht, indem er zurückfragt oder der Interviewer sogar die Definitionsmacht über das Interview verliert.³⁶ Harriet Zuckerman machte während ihrer Interviews mit Nobelpreisträgern die Erfahrung, dass diese sie häufig und kritisch beurteilten, sich als Richter verstanden und sie in ihrer Interviewerrolle immer wieder auf die Probe stellten.³⁷ Otto B. Roegele hielt sich diszipliniert an die erforderli-

³¹ Rolf Lindner: *Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozess*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* Jg. 77 (1981), S. 51–66.

³² Ulrich Beck/Anthony Giddens/Scott Lash (Hrsg.): *Reflexive Modernisierung*. Frankfurt: Suhrkamp 1996.

³³ Nawratil, *Die biographische Methode*, S. 349.

³⁴ Flick, *Qualitative Methoden*, S. 113, Fuchs-Heinritz, *Biographische Forschung*, S. 168f.

³⁵ Flick, *Qualitative Methoden*, S. 113.

³⁶ Fuchs-Heinritz, *Biographische Forschung*, S. 263.

³⁷ Zuckerman, *Interviewing an Ultra-Elite*, S. 175.

che Rollenverteilung. Trotzdem gab es einige Situationen, in denen er das Rollenschema relativierte, zum Beispiel aufgrund von Orientierungsbedarf über den weiteren Ablauf des Interviews („Wohin zielen jetzt Ihre weiteren Fragen?“). Dies geschah durch Aufforderungen („Vielleicht nehmen Sie noch den Namen x auf.“), indem er eine Frage ignorierte, um ein anderes Thema zu referieren oder indem er die Notwendigkeit einer Frage anzweifelte, die er schon über einen Aufsatz beantwortet zu haben glaubte. Die letzten beiden Beispiele können Zeichen von Ermüdung und Langeweile gewesen sein. Otto B. Roegele wechselte mitunter auch in die Professorenrolle. Er verwies dann auf Forschungsmöglichkeiten, schlug Studien vor, gab Hinweise auf Quellen oder kam auf die Zusammenarbeit mit anderen Wissenschaftlern zu sprechen.

Die Asymmetrie im Interview bringt es mit sich, dass der Interviewer viel weniger von sich preisgibt als der Befragte, der sich implizit über non-verbales Verhalten und explizit über seine Äußerungen „offenbart“. Interviews stellen insofern eine atypische Form von sozialer Beziehung dar. Trotzdem versuchen Menschen, wie in anderen sozialen Situationen auch, bestimmte Vorstellungen voneinander zu entwickeln.³⁸ So boten Mahlzeiten und andere Pausen, in denen sich das starre Rollenschema zugunsten der alltäglichen Gesprächsform auflöste, die Gelegenheit, mehr über die Interviewerin zu erfahren. Diese Annäherung wirkte sich dann wiederum positiv auf die nachfolgenden Interviewabschnitte aus, die entspannter verliefen.

Ein grundsätzliches Problem in biographischen Interviews besteht in der Erzählfähigkeit des Befragten. Ist er in der Lage, seinen Bericht zu strukturieren, eine Erzählung aus seinem Leben zu formen und auf komplexe Fragen zu antworten?³⁹ Muss sich der Befragte mit einem Thema befassen, mit dem er sich lange Zeit so nicht beschäftigt hat?⁴⁰ Die Umsetzung seiner Lebensgeschichte in ein Interview stellte für Otto B. Roegele kein Problem dar. Gerade in jüngerer Vergangenheit hatte er mehrere autobiographische Texte geschrieben und verfügt zudem über (biographische) Interviewerfahrung. Ein Wissenschaftler und Publizist ist ohnehin daran

gewöhnt, über komplexe Probleme nachzudenken und sie zu strukturieren. Das zeigte sich im Interview. Seine Antworten waren selten sprunghaft oder assoziativ, wie man es aus Interviews mit anderen Befragten kennt. Sie hatten häufig die Form von Geschichten und Anekdoten und enthielten Metaphern und Analogien. Trotz Nachfragen folgte Otto B. Roegele mitunter den Erzählstrukturen seiner autobiographischen Texte. Er entwickelte lange Gedankenketten. Stellenweise nahm das Interview dadurch rhetorische Züge an. Auch Dressel und Langreiter verweisen auf das Erzählverhalten von Wissenschaftlern, das manchmal kaum Nachfragen zulasse.⁴¹

Otto B. Roegele bemühte sich nicht nur druckreif und präzise zu formulieren, sondern reflektierte auch sein Antwortverhalten in Hinblick auf meine Fragen („Was habe ich noch nicht beantwortet von Ihrer Frage?“, „na, das führt zu weit“, „aber wir wollen nicht nur über x reden“). Zu Beginn des Gesprächs ermunterte er mich, ihn zu unterbrechen, falls er zu sehr abschweifen würde. In dem Ehrgeiz, auch in der Rolle des Befragten perfekt zu sein, zeigte sich der Unterschied zu anderen Befragten, die in der Regel einen weniger professionellen Anspruch haben.⁴² Ein weiterer, wichtiger Unterschied war, dass soziale Erwünschtheit zumindest in der Interviewsituation eine geringere Rolle spielte. Otto B. Roegele schien wenig daran interessiert zu sein, sich mir gegenüber in ein besonders positives Licht zu rücken.⁴³ Hartmut Esser verweist darauf, dass stark ausgeprägte und tief in der personalen Identität verankerte Einstellungen das Antwortverhalten des Befragten steuern und die Wahrscheinlichkeit von Situationseffekten mindern.⁴⁴ Auf Roegeles fest verwurzeltes Weltbild bin ich oben eingegangen. Die künftigen Leser sind für den Befragten im Interview aber ebenfalls „anwesend“. Und der Gedanke an das „unsichtbare Publikum“ kann soziale Erwünschtheit auch befördern, vor allem wenn, wie in diesem Fall, weniger ein Laienpublikum, sondern Leser aus demselben Metier zu erwarten sind.⁴⁵

³⁸ Ebd., S. 174, Esser, *Können Befragte lügen?*, S. 318ff.

³⁹ Fuchs-Heinritz, *Biographische Forschung*, S. 214f.

⁴⁰ Lamnek, *Qualitative Sozialforschung*, S. 106.

⁴¹ Dressel/Langreiter, *Wenn „wir selbst“ zu unserem Forschungsfeld werden*, S. 5.

⁴² Zuckerman, *Interviewing an Ultra-Elite*, S. 175. Vgl. auch Esser, *Können Befragte lügen?*, S. 316ff.

⁴³ Zuckerman, *Interviewing an Ultra-Elite*, S. 172.

⁴⁴ Esser, *Können Befragte lügen?*, S. 321.

⁴⁵ Fuchs-Heinritz, *Biographische Forschung*, S. 245f.

3. Nachbereitung

Otto B. Roegeles Interesse an meiner Arbeit und seine Hilfsbereitschaft hielten auch nach unserem Gespräch an. Nicht nur beim Abschied, auch in der Korrespondenz nach dem Interview bot er an, für weitere Fragen zur Verfügung zu stehen. In dem zur Autorisierung vorgelegten Interview strich er einige Passagen komplett weg, ergänzte, verfasste eine Antwort neu und „verbesserte“ seine gesprochene Sprache in Schriftsprache, wie es nach biographischen Interviews häufig vorkommt.⁴⁶ Im lebensgeschichtlichen Interview wird nach persönlichen Themen gefragt, die Interviewtem und auch Interviewer nahe gehen können. Das funktioniert nur auf der Grundlage von Vertrauen. Anders als nach standardisierten Befragungen bleibt nach qualitativen, offenen Interviews „die Erwartung, man sei eine persönliche Beziehung eingegangen und müsste sie nun in irgendeiner Weise fortsetzen“.⁴⁷ Die Korrespondenz mit Roegele hielt auch nach Fertigstellung meiner Arbeit an, er präziserte Antworten, schickte Texte und wies auf Aspekte hin, die er im Interview nicht genannt hatte.

4. Fazit

In diesem Beitrag sollten Probleme bei der Durchführung biographischer Interviews thematisiert werden, vor allem diejenigen spezifischen Bedingungen, die aus besonderen sozialen Merkmalen des Befragten, wie Interviewerfahrung, hohe Artikulationsfähigkeit und hoher sozialer Status, resultieren. Dies geschah auf der Grundlage eines Interviews mit Otto B. Roegele in Form eines Erfahrungsberichtes. Dadurch konnten natürlich nur exemplarische Probleme benannt werden. Ausgangspunkt war der Gedanke, dass beide Gesprächspartner an der Situationsdefiniti-

on mitwirken, dass ihre Vorstellungen voneinander ihren Gesprächsstil bestimmen und den Gesprächsverlauf beeinflussen. Die stärksten Einflüsse auf die hier geschilderte Interviewsituation ergaben sich aus der Interviewerfahrung und aus dem Antwortverhalten des Befragten und damit verbunden aus der Interviewführung, aus dem Beruf des Befragten und aus den Generations- und Statusunterschieden zwischen Interviewerin und Befragtem. Welche Konsequenzen sind aus den genannten Problemen zu ziehen? Im Interview mit einem (betagten) Wissenschaftler und Publizisten ist eine flexible Handhabung des Leitfadens besonders wichtig, weil elaborierte und lange Antworten mitunter Themen vorwegnehmen und Nachfragen erschweren. Distanzempfinden auf Seiten des Interviewers kann durch eine intensive Vorbereitung gemildert werden. Von einem Gesprächspartner, der über Interviewerfahrung verfügt, dürften die Interviewführung und der Verlauf des Gesprächs in der Regel beobachtet werden. Deshalb kann es vorteilhaft sein, ihn von Beginn an als Partner und Helfer anzusprechen, auch um die Rollenakzeptanz zu fördern. Dazu gehört, Sinn und Zweck des Forschungsprojekts offen zu legen, besonders wenn der Befragte selbst Wissenschaftler ist.

Was einem biographischen Interview einen ganz besonderen Wert verleiht, ist der Eindruck, den man von der Person, ihrer Erzählung und ihrer Lebensumgebung erhält. Für verstehendes, hermeneutisches Vorgehen liefert ein solches Erlebnis unverzichtbares Kontextwissen. Ein weiterer Vorteil biographischer Interviews liegt darin, dass in ihrem Verlauf die Quelle erst produziert wird. „Kontrollieren“ kann man deren Entstehung zwar nicht, das widersprüche der Eigenart menschlichen Verhaltens, aber Einfluss nehmen und potentielle Fehlerquellen vorab reflektieren.

Maria LÖBLICH (1977)

1995-2003 Studium der Kommunikations- und Medienwissenschaft sowie Kulturwissenschaften an der Universität Leipzig. Studentische Hilfskraft beim Teilprojekt Rezeptionsgeschichte der DFG-Forschergruppe Programmgeschichte DDR-Fernsehen – komparativistisch an der Universität Leipzig (Michael Meyen/Maria Löblich: *Mediennutzer-Typen in der DDR. Biografische Interviews zur zweiten Hälfte der 1980er Jahre*. In: *Großbothener Vorträge zur Kommunikationswissenschaft IV*. Bremen: edition lumière 2003, S. 33-60). Magisterarbeit: *Das Menschenbild in der Kommunikationswissenschaft. Otto B. Roegele* (Münster: LIT 2004). Seit 2003 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung, Universität München (Michael Meyen/Maria Löblich (Hrsg.): *80 Jahre Zeitungs- und Kommunikationswissenschaft in München. Bausteine zu einer Institutsgeschichte*. Köln: Halem 2004).

⁴⁶ Meyen/Löblich, *Warum Institutsgeschichte, warum Bausteine, warum gerade diese?*, S. 18. Fuchs-Heinritz,

Biographische Forschung., S. 219.

⁴⁷ Fuchs-Heinritz, *Biographische Forschung*, S. 269.

Sepp Plieseis

Deutung und Umdeutung einer Partisanen-Biographie*

Klaus Kienesberger

„Plieseis war ein gescheiter Bursche, nur dass er halt so versessen war auf den Kommunismus, auf das Regime, das wird die Zukunft der Welt! Er hat schon einiges davon erzählt, aber auch nicht zuviel, damit, wenn einer einmal erwischt würde und ausgefragt würde, dass er auch da nicht zuviel gewusst hätte.“¹

Karl Feldhammer, ehemaliges Mitglied der Partisanenbewegung im Salzkammergut erinnert sich im Zuge eines Interviews mit Peter Kammerstätter an Sepp Plieseis, den Kopf der dort von 1943 bis 1945 aktiven Partisanenbewegung. Leopoldine Aster, zu dieser Zeit eine der Unterstützerinnen, spinnt andere Assoziationen: „Zu Plieseis: wir waren damals junge Dirndl, er hat uns gefallen. Er war ein fescher Kerl. Mehr war nicht.“ Denn: „Die politische Einstellung, Politik, hat uns nicht interessiert (...)“.²

Das Leben dieses Sepp Plieseis war ereignisreich, ja mit Sicherheit auch spannend und gefährlich. Er war Sozialdemokrat, Kommunist, Spanienkämpfer, KZ-Häftling, Partisanenkämpfer, Exekutivorgan und letztlich kommunistischer Funktionär. Im Jahr 1946 erschien unter seinem Namen eine Biographie mit dem Titel „Vom Ebro zum Dachstein.“³ Verfasst hat Plieseis den Text in Zusammenarbeit mit dem deutschen Schriftsteller Rudolf Heinrich Daumann.⁴

Mehr als 20 Jahre ruhten die Erlebnisse Plieseis', dann griff ein DDR-Schriftsteller namens Julius Mader den Stoff auf und brachte „Vom Ebro zum Dachstein“ unter dem Titel „Partisan der Berge“⁵ neu heraus. Neben kleinen sprachlichen Ände-

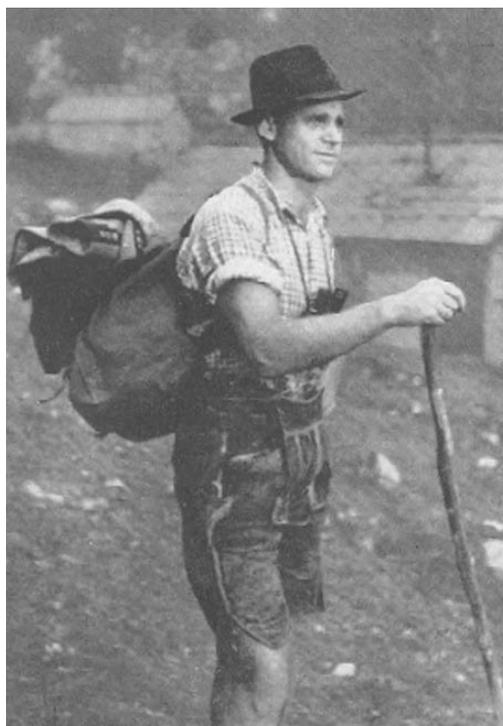


Abb. 1: Sepp Plieseis
Foto: Zeitgeschichte Museum Ebensee

runge, um den Text für den DDR-Markt lesbarer aufzubereiten, stechen bei genauerer Analyse auch inhaltliche Veränderungen ins Auge, die Mader am Ursprungstext vorgenommen hat und die Auslöser für harsche Kritik in einem Beitrag im *Kommunist* („Theoretisches Organ des Kommunistischen Bundes Österreichs“) waren.⁶

Im Jahr 1977 entstand auf Basis des Textes „Partisan der Berge“ eine fiktionale DDR-Fernsehse-

* Ich bedanke mich an dieser Stelle bei Dr. Wolfgang Quatember, dem Leiter des Zeitgeschichte Museums Ebensee. Seine Unterstützung bei der Recherche war entscheidend für das zeitgerechte Zustandekommen dieses Beitrags.

¹ Peter Kammerstätter: *Materialsammlung über die Widerstands- und Partisanenbewegung Willy-Fred. Freiheitsbewegung im oberen Salzkammergut – Ausseerland 1943-1945*. Linz 1978, S. 456f.

² Kammerstätter, *Materialsammlung*, S. 225.

³ Sepp Plieseis: *Vom Ebro zum Dachstein*. Linz 1946. In weiterer Folge zitiert als „Plieseis“.

⁴ Kurt Böttcher/Herbert Greiner-Mai/Harald Müller/Hannelore Proschke (Hrsg.): *Lexikon deutschsprachiger Schriftsteller. 20. Jahrhundert*, S. 133f.

⁵ Julius Mader (Hrsg.): *Sepp Plieseis. Partisan der Berge*. Berlin 1971 oder auch Sepp Plieseis: *Partisan der Berge*. Berlin 1971 hier in der Ausgabe von 1987; in der Folge wird dieses Buch unter „Mader“ nachgewiesen.

⁶ K. W.: *Der antifaschistische Partisanenkampf in Oberösterreich und die Fälschungen der Revisionisten am Buch des Genossen Sepp Plieseis*. In: *Kommunist. Theoretisches Organ des Kommunistischen Bundes Österreichs*. Wien 1. Jahrgang, Ausgabe 3/1976, S. 72-85.

rie, die unter dem Titel „Gefährliche Fahndung“ eine Geschichte im Salzkammergut des Jahres 1975 konstruiert, in der wesentliche Charaktere der Salzkammergut-Partisanenbewegung sowie der auf die „Alpenfestung“ vertrauenden Nationalsozialisten variiert werden.

Sepp Plieseis war Partisane, seine Aufgabe bestand teils darin, zu konspirieren, sich zu verstecken, andere zu tarnen und zu täuschen. Ein Bestreben, das einer einigermaßen durch Daten abgesicherten biographischen Darstellung widerstrebt und bis dato höchst widersprüchliche Eigen- und Selbstdarstellungen produzierte.

Vorliegender Beitrag soll zu einer Problematisierung von Biographien und deren Kommunikation, Um- und Neudeutung sowie deren Fiktionalisierung am Beispiel Sepp Plieseis beitragen und Denk- und Forschungsanstöße liefern. An einer eingehenden Betrachtung dieser spezifischen Thematik wird bereits gearbeitet.

1. Forschungsstand

Vieles über die Widerstandstätigkeiten im Salzkammergut ist weder durch Akten noch durch sonstige Dokumente belegt. Da sich die Aktivitäten lange Zeit darauf beschränkten, als „Phantom“ zu agieren, Kräfte zu bündeln, aber nicht durch Anschläge und Kampfhandlungen in Aktion zu treten, ist auch die Aktenlage entsprechend dünn. Viele Quellen wurden erst durch Oral-History-Aktivitäten von Peter Kammerstätter erschlossen, der seine Freizeit der Erforschung des Widerstandskampfes im Salzkammergut widmete und dabei eine wichtige Materialsammlung erstellte.⁷

Die Rolle der im Zusammenhang mit dem organisierten Widerstand oft vergessenen oder verschwiegenen Bedeutung der Frauen steht im Mittelpunkt der Dissertation von Elisabeth Reichart. Erstmals wird darin explizit die Bedeutung von Frauen als zentrale Schnittstellen und Kommuni-

kationsdrehscheiben betont.⁸ Mit Plieseis als Spanienkämpfer beschäftigt sich unter anderem eine Diplomarbeit von Silvia Panzl.⁹ Zur politischen Entwicklung der Region in der Ersten und Zweiten Republik bietet das Standardwerk „Das Salzkammergut“ von Wolfgang Quatember, Ulrike Felber und Susanne Rolinek sowohl Überblick als auch wichtige Details.¹⁰ Spezifisch zur Widerstandstätigkeit im Konzentrationslager Ebensee hat Florian Freund gearbeitet.¹¹

Einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zu den verschiedenen Sichtweisen auf den Widerstand im Salzkammergut leisten populäre Darstellungen und Abenteuer-Biographien wie jene von Sepp Plieseis, Albrecht Gaiswinkler oder Raimund Zimpernik. Auch der bekannte Schriftsteller Franz Kain geht in manchen seiner Bücher auf Widerstandsaktivitäten im Austrofaschismus und Nationalsozialismus ein.¹²

2. Sepp Plieseis. Wie es gewesen sein könnte . . .

Josef (Sepp) Plieseis kam am 29. September 1913 in Bad Ischl zur Welt, sein Vater Johann war Schuhmacher und Maurer, seine Mutter Josefine Hausfrau. Bereits in seiner Kindheit kam Plieseis mit der Sozialdemokratie in Berührung, er war Mitglied des Sozialdemokratischen Erziehungs- und Schulvereins „Freie Schule – Kinderfreunde“, später kam er zur Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ). Er absolvierte die Volks- und Bürgerschule und trat eine Stelle in einer Brauerei an. Sein politisches Engagement kam bei der SDAP und beim Republikanischen Schutzbund zu tragen. Als Mitglied des Schutzbundes war Plieseis auch an den Kämpfen des 12. Februar beteiligt, ebenso an einer Mobilisierung des Schutzbundes am 14. Februar in Bad Ischl.¹³ Nach dem Scheitern des Schutzbundaufstandes trat Plieseis – wie viele im Salzkammergut – der Kommunistischen Partei bei und war dort für Organisation und Propaganda der illegalen KPÖ-Gruppe Bad Ischl zuständig.¹⁴

⁷ Kammerstätter, *Materialsammlung*, außerdem: Peter Kammerstätter: *Der Aufstand des Republikanischen Schutzbundes am 12. Februar 1934 in Oberösterreich*. Linz o.J.

⁸ Elisabeth Reichart: *Heute ist morgen. Fragen an den kommunistisch organisierten Widerstand im Salzkammergut*. Diss. Univ. Salzburg 1983.

⁹ Silvia Panzl: *Das Salzkammergut als Ort oppositioneller und reformatorischer Kräfte von 1934-1945 mit Schwerpunkt „Spanischer Bürgerkrieg“*. Dipl.Arb. Univ. Wien 2002.

¹⁰ Wolfgang Quatember/Ulrike Felber/Susanne Rolinek: *Das Salzkammergut. Seine politische Kultur in der Ersten und*

Zweiten Republik. Grünbach 1999.

¹¹ Florian Freund: *Arbeitslager Zement. Das Konzentrationslager Ebensee und die Raketenrüstung*. Wien 1989.

¹² vgl. dazu neben Plieseis auch Albrecht Gaiswinkler: *Sprung in die Freiheit*. Wien 1948; Raimund Zimpernik: *Der rote Strähm*. Aigen-Vogelhub 1995; Franz Kain: *Der weg zum Ödensee*. Wien 1974; Franz Kain: *Am Taubenmarkt*. Weitra 1991.

¹³ Panzl, *Das Salzkammergut als Ort oppositioneller und reformatorischer Kräfte*, S. 42.

¹⁴ Kammerstätter, *Materialsammlung*, S. 23.

Im Juni 1937 erhielt Plieseis gemeinsam mit dem Bad Ischler Kommunisten Franz „Jack“ Jaritsch über die Innsbrucker Anlaufstelle die Erlaubnis, für die Internationalen Brigaden im Kampf gegen Franco teilzunehmen.¹⁵ Über die Schweiz und Frankreich schlugen sie sich nach Albacete durch, wo sie für ihre späteren Aufgaben ausgebildet wurden. Plieseis kämpfte bis zur Beendigung des Spanischen Krieges und wurde dann nach eigenen Angaben in den französischen Gefangenenlagern Gurs, Saint-Cyprien und Argelès festgehalten.¹⁶ Nach der Freilassung trachteten Plieseis und Jaritsch danach, wieder ins ehemalige Österreich zu gelangen, beim Übertritt über die französische Demarkationslinie wurden sie von den deutschen Behörden übernommen und als „Rot-Spanier“ ins Polizeigefängnis Linz übergeführt.¹⁷ Nachdem sie die freiwillige Meldung an die Front ablehnten, wurden Jaritsch und Plieseis nach Dachau deportiert, wo Jaritsch am 27. April 1942 ums Leben kam. Plieseis trug sich nach eigenen Angaben stets mit Fluchtgedanken, erhielt aber von der illegalen Lagerorganisation dafür keine Bewilligung, da jeder Fluchtversuch mit einer Verschärfung der Sanktionen verbunden war. Plieseis schaffte es durch Manipulationen ins Außenlager Adnet bei Hallein geschickt zu werden.¹⁸

Dort gelang es Plieseis Anfang August 1943, Kontakt zur Bevölkerung aufzunehmen, konkret zur Bäuerin Theresia Weiß.¹⁹ Plieseis konnte über ihre Vermittlung sowie die Hilfe der Kommunistin Agnes Primocic Kontakt zu seiner Familie aufnehmen und mit seinem Bruder Fritz Details für einen Fluchtversuch planen. Schließlich gelang Plieseis mit Hilfe des schon früher geflüchteten Karl Gitzoller im Zuge eines Außenkommandos am 20. August 1943²⁰ die Flucht über die Berge nach Bad Ischl. Dort fand er die Chance vor, durch Unterstützung und tatkräftige Organisation der Kommunistin Resi Pesendorfer, die quasi als „Informationsdrehscheibe“ tätig war²¹, eine Partisanenbewegung in den Bergen

zwischen Bad Ischl, Bad Goisern und dem Ausseerland aufzubauen.

Die Organisation agierte unter dem Tarnnamen „Willy“ (später „Fred“) und strebte danach, Kräfte zu bündeln, junge Männer vom Einrücken an die Front abzuhalten und als „Phantom“ die nationalsozialistischen Kräfte in ständiger Bewegung und Unsicherheit zu halten. Bewaffnete Auseinandersetzungen hielten sich in Grenzen. Die Bewegung war nicht auf Parteien beschränkt, sondern sollte als „Einheitsfront“ alle Kräfte gegen den Faschismus bündeln:

„Nun mein Gedanke war, nicht nur eine Bewegung von Kommunisten aufzubauen, sondern mehr in die Breite zu gehen, alle die gegen den Faschismus irgendwie eingestellt sind zusammenzufassen und eine Widerstandsbewegung im Salzkammergut zu bilden.“²²

Sepp Plieseis selbst knüpfte die Kontakte zu den einzelnen politischen und gesellschaftlichen Gruppierungen: „Die Verbindungen gingen bis in die Pfarrhöfe hinein. Wir hatten Verbindung zum Pfarrer von Bad Ischl, Goisern, Altaussee und Bad Aussee. Es gab auch viele, die parteiungebunden waren. Natürlich haben wir auch – und mit Erfolg – Nationalsozialisten bearbeitet und sie für unsere Bewegung gewonnen.“²³

In den letzten Kriegsmonaten wuchs die Bewegung schließlich auf rund 500 bis 600 Mitglieder an, die Gruppe schuf damals bereits Voraussetzungen, um in der Schlussphase auf möglichst breiter Basis ordnend einzugreifen.

Umstritten ist bis heute die Rolle Sepp Plieseis' bei der Rettung der im Altausseer Salzberg versteckten, von den Nationalsozialisten geraubten Kunstgüter. Wenig Zweifel besteht daran, dass die Widerstandsbewegung an der Verhinderung der Sprengung der Stollen einen wesentlichen Anteil hatte, doch dürfen die im Buch Plieseis'

¹⁵ Walter Göhring: *Der illegale Kommunistische Jugendverband*. Diss. Univ. Wien 1971, S. 290.

¹⁶ Interview mit Sepp Plieseis, DÖW-Akt 3759.

¹⁷ Günther Grabner: *Sepp Plieseis (1913-1966)*, www.kzverband-ooe.at/article.php?story=20040502125817748, abgerufen am 15. Februar 2005.

¹⁸ DÖW 3759.

¹⁹ Dieses Thema wird in einer Reihe von wissenschaftlichen Arbeiten, populärwissenschaftlichen Darstellungen sowie in belletristischen Werken dargestellt. Es seien nur einige erwähnt: Neben Plieseis auch bei Göhring, *Der illegale Kommunistische Jugendverband*, Panzl, *Das Salzkammergut*

als Ort oppositioneller und reformatorischer Kräfte, Kammerstätter, *Materialsammlung* und Ruth Beckermann/Christa Blümlinger/Gerhard Botz: *Forschungsbericht Nr. 1 – Widerstand im Salzkammergut unter Einsatz von audiovisuellen Medien als Forschungs- und Darstellungsinstrument*. Salzburg 1985.

²⁰ Über das Datum der Flucht gibt es widersprüchliche Angaben, der 20. August wird von Plieseis selbst als Fluchtdatum angegeben.

²¹ Vgl. dazu Reichart, *Heute ist morgen*.

²² DÖW 3759.

²³ Kammerstätter, *Materialsammlung*, S. 214.

dafür angeführten hehren Motivationen angezweifelt werden. Vielmehr darf angenommen werden, dass die Verhinderung der Stollensprengung dem Selbstzweck diene, hätte doch die Zerstörung der Stollen vielen Altausseer ArbeiterInnen zumindest mittelfristig ihre Lebensgrundlage entzogen.

Zur Rettung der Kunstschatze existieren neben Plieseis' Darstellung noch mindestens zwei anderslautende Versionen: Sowohl der von den Briten in den letzten Kriegstagen als Fallschirmspringer abgesetzte Bad Ausseer und spätere Nationalratsabgeordnete Albrecht Gaiswinkler als auch der damalige Generaldirektor der Alpenländischen Salinen Emmerich Pöchmüller reklamierten die Rettung für sich und fochten selbst Jahre später noch publizistische und juristische Kämpfe aus.²⁴ Außerdem war die Gruppe Plieseis an der Gefangennahme Ernst Kaltenbrunners beteiligt, der mittels einer List in einer Almhütte am Wildensee (Totes Gebirge) verhaftet wurde. In den letzten Kriegstagen besetzten die Mitglieder der „Freiheitsbewegung“ neuralgische Stellen und agierten als Sicherheitskräfte.

Im Dunklen blieben die Umstände der Erschießung der NSDAP-Ortsgruppenleiter Hollerwöger und Neumann in Ischl. Die Widerstandsgruppe rund um Plieseis, der damals bereits als Sicherheitskommissär tätig war, versuchte unter seiner Leitung die beiden festzunehmen, allerdings endete die Verhaftung mit dem Tod der beiden Nationalsozialisten.²⁵

Sepp Plieseis heiratete nach Kriegsende Maria Ganghör, die gemeinsam mit ihrer Mutter Maria Huemer Plieseis des öfteren in ihrer Wohnung untergebracht hatte. Maria Plieseis brachte einen Sohn mit in die Ehe.

Nach Kriegsende arbeitete Plieseis als Gemeindebeamter in Bad Ischl. Im Jahr 1946 erschien unter seinem Namen „Vom Ebro zum Dach-

stein“ im Linzer „Neue Zeit“-Verlag. Bis zu seinem Tod agierte er als Funktionär der KPÖ: Er war Mitglied der Bezirksleitung Gmunden und der Gebietsleitung Bad Ischl, von 1946 bis 1951 außerdem Mitglied der oberösterreichischen Landesleitung. Darüber hinaus engagierte er sich als Mitglied des Bundesverbandes österreichischer Widerstandskämpfer und Opfer des Faschismus – KZ-Verband.²⁶ Sepp Plieseis verstarb am 21. Oktober 1966.

Seine Rolle als Partisanenkämpfer wurde in Österreich öffentlich nie gewürdigt, Auszeichnungen erhielt er 1948 in Form des Ehrenzeichens der tschechoslowakischen Partisanenbrigade Hauptmann Trojan sowie 1949 in Form des Partisanenordens in der CSSR. 1959 wurde ihm in der DDR die Medaille für Kämpfer gegen den Faschismus 1933 – 1945 verliehen.²⁷

Die eigenen Schreibversuche Plieseis' wirken stilistisch zu unsicher und ungelenkt, wie die wenigen von ihm erhaltenen Texte beweisen.

3. „Vom Ebro zum Dachstein“ – Lebenskampf eines österreichischen Arbeiters

In seiner Autobiographie „Vom Ebro zum Dachstein“ beschreibt Sepp Plieseis sein Leben, seine Kämpfe und sein Überleben im Zeitraum von Juni 1937, als er die Heimat Bad Ischl in Richtung Spanien verlässt, um dort mit den Internationalen Brigaden zu kämpfen, bis Anfang Mai 1945, als auch das Salzkammergut befreit wird.

Sepp Plieseis hat „Vom Ebro zum Dachstein“ in Kooperation mit Rudolf Heinrich Daumann verfasst, erschienen ist es nur unter dem Namen Plieseis und ohne Verweis auf den Co-Autor. Die eigenen Schreibversuche Plieseis' wirken stilistisch zu unsicher und ungelenkt, wie die wenigen von ihm erhaltenen Texte, darunter das knapp 30 Seiten starke Manuskript „Vom Ebro zum Traunsee“²⁸ beweisen. Die Urheberschaft des Textes ist weitgehend unbekannt, selbst Julius Mader dürfte über die Co-Autorenschaft Daumanns lange Jahre nicht Bescheid gewusst haben.

²⁴ siehe dazu Gaiswinkler, *Der Sprung in die Freiheit* Emmerich Pöchmüller: *Weltkulturschatze in Gefahr*. Salzburg 1948. Das Buch Gaiswinklers wurde im Übrigen ebenfalls von Rudolf Heinrich Daumann mitverfasst.

²⁵ Mitteilung von Sepp Plieseis am 12. September 1966 im Beisein des Sekretärs des Dokumentationsarchivs, Raimund Zimpernik und Friedrich Vogl. DÖW Akt

3476.

²⁶ Werner Röder/Herbert A. Strauss: *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933*. München 1980, Band 1, S. 565f.

²⁷ ebd.

²⁸ Archiv Zeitgeschichtemuseum Ebensee, Akt B 8b.

Einen Nachweis für Daumanns Beteiligung liefert ein Gespräch zwischen Plieseis-Witwe Maria und Hedwig Willfort, der Schwester des ehemaligen Generaldirektors der Alpenländischen Salinen Emmerich Pöchmüller. Pöchmüller hatte sich – genauso wie Sepp Plieseis oder auch der spätere Bad Ausseer Nationalratsabgeordnete Albrecht Gaiswinkler – die Rettung der in den letzten Kriegsmonaten im Altausseer Salzberg untergebrachten Kunstschätze auf die Fahnen geheftet. Nach seinem Tod kämpfte seine Schwester für die Rehabilitierung Pöchmüllers, der unter anderem in Plieseis' Buch als „fanatischer Nazi“²⁹ bezeichnet wird. Willfort strengte in dieser Causa sogar Klagen an, unter anderem auch gegen Julius Mader.

In besagtem Gespräch erwähnte Maria Plieseis gegenüber Hedwig Willfort, ihr Mann habe ja „gar nicht die Schule“ gehabt, dieses Buch verfassen zu können. Weiters verwies sie auf den wahren Urheber oder zumindest auf den Mit-Urheber des Textes. Geschrieben habe das Buch ein deutscher Journalist namens Rudolf Heinrich Daumann.³⁰

In einem Brief vom 20. Juli 1989 schreibt Hedwig Willfort an Julius Mader, dass Daumann der Autor von „Vom Ebro zum Dachstein“ gewesen sei, dieser habe sich von 21. Februar 1945 bis 13. März 1946 in Bad Aussee aufgehalten.³¹

3.1. Biographie eines Biographen? Rudolf Heinrich Daumann (1896 – 1957)

Die Zusammenarbeit von Daumann und Plieseis scheint angesichts der verfügbaren Informationen nicht unlogisch, hat sich Daumann doch während der NS-Zeit vorwiegend mit utopischen Themen beschäftigt³² und signalisiert er doch nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs eine Nähe zur Arbeiterschaft, wie eine (schwer erhältliche) autobiographisch-humoristische Darstellung unterstreicht.³³

²⁹ Plieseis, S. 371 sowie Mader, S. 247.

³⁰ Gesprächsnotiz im Besitz von Dr. Eduard Staudinger, Graz. Das Gespräch zwischen Hedwig Willfort und Maria Plieseis fand am 5. September 1980 in Bad Ischl statt.

³¹ Der Brief befindet sich ebenfalls im Besitz von Dr. Eduard Staudinger, Graz.

³² So hat Daumann 1939 den utopischen Roman „Gefahr aus dem Weltall“ sowie eine Reihe weiterer in diese Richtung gehende Werke verfasst.

³³ vgl. Rudolf Heinrich Daumann: *Beinahe Anno Tobak. Erinnerungen eines Arbeiterjungen zwischen 1902 und*

Das „Lexikon deutschsprachiger Schriftsteller“ vermerkt zu Daumann, der auch unter dem Pseudonym „Haerd“ auftrat, der Bauernsohn habe als Volksschullehrer gearbeitet und sei im 1. Weltkrieg schwer verwundet worden. Daumann war zeitweilig als Zeitungskorrespondent in Afrika und Amerika tätig, danach arbeitete er wieder als Lehrer. 1933 schließlich wurde er aus dem Schuldienst entlassen und lebte fortan als freier Schriftsteller in Potsdam. 1943 wurden seine Bücher offensichtlich verboten, der Grund dafür sei die Verspottung von Nazis gewesen. Anschließend soll er als Mitglied der illegalen KPÖ am antifaschistischen Widerstandskampf der Jahre 1944/45 teilgenommen haben. Das erklärt auch das Zusammentreffen mit Sepp Plieseis in Bad Aussee. 1946 kehrte Daumann nach Deutschland zurück, war Sendeleiter des Landessenders Potsdam und anschließend wieder freischaffender Schriftsteller.³⁴

Eine Annäherung über das literarische Werk offenbart jedoch Widersprüche, die zwar an der zentralen Schnittstelle 1945 nicht verwundern, allerdings kritische Nachfragen nicht ausbleiben lassen. So gilt sein Roman „Der Streik“ von 1932 als Beitrag zur proletarischen Literatur. Nach 1933 schrieb er „aus Existenzgründen unpolitisch technisch-wissenschaftliche Romane“³⁵ und galt als einer der populärsten Autoren utopischer Romane. Nach 1945 konzentrierte sich Daumann auf abenteuerlich-historische Erzählungen und Romane sowie auf „sozialkritische Indianerromane“.

Just ein Roman seiner „unpolitischen Phase“ gerät aber in den Verdacht der Variation typisch nationalsozialistischer Motive. So setzt sich Sander L. Gilman in einem Beitrag für „Modern Language Notes“³⁶ unter dem Titel „Plague in Germany, 1939/1989“ mit der Darstellung von „Race, Space and Disease“ in der 1939 erschienen Daumann-Novelle „Patrouille gegen den Tod“³⁷ auseinander. Der Text handelt von einer unidentifizierten tropischen Epidemie in Belgisch-

1908. Berlin 1956.

³⁴ Böttcher u.a., *Lexikon deutschsprachiger Schriftsteller*, S. 133f.

³⁵ Ebd.

³⁶ Sander L. Gilman: *Plague in Germany, 1939/1989: Cultural Images of Race, Space and Disease*. In: *MLN* Vol. 104, Nr. 50, Baltimore Dezember 1989, S. 1142-1171.

³⁷ vgl. Rudolf Heinrich Daumann: *Patrouille gegen den Tod: ein utopischer Roman*. Berlin 1939. Im Erscheinungsjahr wurden von diesem Titel 70.000 Exemplare verkauft.

Kongo, für die zwei MitarbeiterInnen eines deutschen Mikrobiologie-Instituts eine Kur finden sollen. Gilman identifiziert dies als metaphorische Darstellung einer idealisierten (deutschen) Zukunft.³⁸ In der Kontextualisierung im Jahr 1939 ist die Science-Fiction-Story mehr ein Wunsch der Erfüllung deutscher Träume denn eine Flucht aus der Realität. Dabei variiert Daumann laut Gilman bekannte Motive: Lebensraumgewinnung für das deutsche Volk, die Assoziation „typisch jüdischer“ Attribute mit Krankheit und Seuche sowie Motive deutscher „Führung“ der Welt.

Für Daumanns Roman „Gefahr aus dem Weltall“³⁹ kommt der Germanist Niels Werber zum Schluss, dass darin „die im Zuge großdeutscher politischer wie technischer Planungen als erreichbar unterstellten Fernziele (...) als wirklich wie wünschenswert“⁴⁰ erscheinen. Es sind auch Textzeilen seines Romans „Protuberanzen“, die den zwiespältigen Eindruck verstärken – sie handeln von „Mischvölkern“ und „Bastardvölkern“ und „recht unangenehmen Mischungen“ verschiedener Hautfarben.⁴¹

Im Lichte dieser Brüche und (scheinbaren) ideologischen Kehrtwendungen in Daumanns Biographie wirft seine (Mit)Autorenschaft von „Vom Ebro zum Dachstein“ Fragen auf, die einer eingehenden Auseinandersetzung bedürften:

- Warum ist es just ein Science-Fiction-Bestseller-Autor, der sich der Rotspanier-, KZ- und Partisanenvergangenheit Sepp Plieseis’ annimmt?
- Wie ist eine Darstellung „großdeutscher“ Utopien mit der Schilderung kommunistischer Träume vereinbar?
- Selbst das Genre „Autobiographie“ steht in diesem Lichte grundlegend in Frage.

3.2. Biographie eines Herausgebers: Julius Mader

Recht unspektakulär erweisen sich die recherchierten Daten zu Julius Mader:⁴² Geboren am 7. Oktober 1928 im polnischen Radzie als

Sohn eines Angestellten und einer Arbeiterin begann er nach einer Wirtschafts-Oberschule eine Ausbildung zum Textilkaufmann. Er studierte Wirtschaftswissenschaften, Journalistik und Staats- und Rechtswissenschaften an den Universitäten Berlin und Jena, der Hochschule für Binnenhandel in Leipzig und an der DASR Potsdam Diplomwirtschaft. 1958 trat er der SED bei, 1965 promovierte er zum Dr. rer. pol. Zuerst war er im Binnenhandel tätig, bis 1959 arbeitete er als stellvertretender Chefredakteur der Publikation *Der Handel*, ab 1960 war er vorwiegend als freischaffender Schriftsteller tätig. Seinen Schwerpunkt legte er auf Reportagen und Dokumentationen über die NS-Zeit. Außerdem fungierte er für diverse TV-Produktionen der DEFA als historischer Berater. Seine Bücher erreichten eine Gesamtauflage von über drei Millionen Exemplaren und wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt. Mitunter aufgrund eines seiner Werke, dem „Who’s who in CIA“⁴³, wurden Spekulationen laut, Mader habe geheimdienstliche Funktionen ausgeübt. Er starb am 17. Mai 2000 in Berlin.

In einer dem Zeitgeschichte-Museum „zur beliebigen Verwendung“ übermittelten „Scherenschnitt“⁴⁴ seiner Person titulierte sich Mader selbst als „namhaften Publizisten“ und „international bekannten Dokumentaristen“. Er erwähnt seine Mitgliedschaft beim Schriftstellerverband sowie beim Journalistenverband der DDR und zitiert „Meyers Taschenlexikon: Schriftsteller der DDR“: „Insgesamt kommt Mader mit seinen massenwirksamen Büchern ein beachtlicher Anteil an der breiten Aufklärungsarbeit im Kampf gegen den Faschismus und heutigen Imperialismus zu.“⁴⁵

Nach eigenen Angaben verfasste er bis 1989 32 Monographien, die in 19 Sprachen Europas, Asiens und Amerikas 118 Auflagen mit über 5,1 Millionen Exemplaren erreichten. Seine Spezialgebiete umfassten einerseits die Dokumentation des Lebens und der „Untaten“ des Wiener SS-Obersturmbannführers im SD des Reichssicher-

³⁸ Gilman, *Plague in Germany*, S. 1146.

³⁹ vgl. Rudolf Heinrich Daumann: *Gefahr aus dem Weltall*. Berlin 1939.

⁴⁰ Niels Werber: *Phantasmen der Macht*. <http://homepage.ruhr-uni-bochum.de/niels.werber/PhantasmenderMacht.htm>, 23.2.2005.

⁴¹ vgl. Rudolf Heinrich Daumann: *Protuberanzen. Utopischer Roman*. Berlin 1940.

⁴² Online-Personenarchiv Stiftung Aufarbeitung, www.stiftung-aufarbeitung.de, abgerufen am 15.2.2005

⁴³ vgl. Julius Mader: *Who’s who in CIA*. Berlin 1968.

⁴⁴ Schreiben von Julius Mader an den damaligen Verein Widerstandsmuseum Ebensee vom 24. Juli 1989, in der Anlage findet sich eine selbstverfasste Kurzbiographie unter dem Titel: „Verdienste eines Berliners um unsere Heimatgeschichte“.

⁴⁵ Meyers Taschenlexikon: *Schriftsteller der DDR*. Leipzig 1974, S. 362. Zitiert nach der selbstverfassten Kurzbiographie von Julius Mader.

heitshauptamtes Otto Skorzeny, zu diesem Thema erschien „Jagd nach dem Narbengesicht.“ Sein zweites „Hauptwerk“ publizierte er unter dem Titel „Der Banditenschatz – Ein Dokumentarbericht über Hitlers geheimen Gold- und Waffenschatz“ und beschäftigte sich mit den „Spuren des SD-Geldfälscherkommandos aus dem KZ Sachsenhausen“. Damals kam er bereits mit dem Salzkammergut in Berührung, da das Geldfälscherkommando bis ins KZ Ebensee und weiter zum bis heute geheimnisumrankten Toplitzsee im steirischen Salzkammergut führte.

Weiters heißt es in seiner selbst verfassten Biographie: „Besondere Verdienste erwarb sich Dr. Mader in der antifaschistischen Traditionspflege im Falle des Österreicherers, Kommunisten und Partisanen Sepp Plieseis. Er griff das Memoirenbuch von Plieseis ‚Vom Ebro zum Dachstein‘, das bereits 1946 im Linzer Verlag Neue Zeit erschienen und inzwischen weithin unbekannt geworden war, 1971 in der DDR auf, reicherte es biographisch wie dokumentarisch an und half es erfolgreich international zu verbreiten.“⁴⁶ Dabei handelte es sich um die DDR-Version, die unter dem Titel „Partisan der Berge“ unter Maders Herausgeberschaft erschienen ist.

Kommentar? Anreicherung? Massive Eingriffe?

Damit wird ein entscheidender Widerspruch offenbar. In einem Beitrag in den „Mitteilungen der Gesellschaft Österreich – Deutsche Demokratische Republik“ verweist Mader im Gegensatz zur zuvor erwähnten „Anreicherung“ auf seine scheinbar unbeteiligte Herausgeberschaft: „Dem Bestseller dieses längst international populären österreichischen Autors fügte ich nur ein knappes Vorwort hinzu (...).“⁴⁷ Mader konterkariert dies außerdem im Vorwort selbst, indem er schreibt: „In seinem (Plieseis‘, Anm.) Nachlass fand ich unter anderem auch sein Buchmanuskript ‚Vom Ebro zum Dachstein – Lebenskampf eines österreichischen Arbeiters‘.“⁴⁸ „Vom Ebro zum Dachstein“ war ein publiziertes Buch, beileibe kein Manuskript, das zur „Weiterverarbeitung“ einlädt.

⁴⁶ Ebd.

⁴⁷ Mitteilungen der Gesellschaft Österreich-Deutsche Demokratische Republik, Nr. 62, Juni 1987, S. 23f.

An diesem Punkt soll angesetzt und nachgewiesen werden, dass es sich bei der im DDR-Militärverlag erschienenen Neuauflage mitnichten um eine „Anreicherung“ handelt, auch nicht um die Neuherausgabe mit einem „knappen Vorwort“: Vielmehr nahm Mader wesentliche inhaltliche Eingriffe vor. Dabei erhalten manche Textpassagen der ursprünglichen Version eine massiv veränderte Bedeutung, andere Passagen wurden gänzlich aus dem Buch gekippt oder völlig umgeschrieben.

Wie intensiv sich Mader tatsächlich mit dem ursprünglichen Text auseinandergesetzt hat, ist aus dem Nachwort zu „Partisan der Berge“ ersichtlich, das Mader im Beitrag für die „Mitteilungen der Gesellschaft Österreich – Deutsche Demokratische Republik“ unter den Tisch hat fallen lassen. Darin schildert Mader

Es sind große antifaschistische und „antiimperialistische“ Schuhe, in die Mader Plieseis steckt.

höchst aufschlussreich kurz den weiteren Lebensweg Plieseis‘: „Beruflich war er zunächst als Angestellter später als Beamter bei der Stadtgemeinde seines Heimatortes Bad Ischl beschäftigt. Auch in dieser Position wirkte er im Interesse der Arbeiterklasse und setzte sich mit dafür ein, das öffentliche Leben zu demokratisieren sowie Vertreter des Kapitals aus den Leitungen verstaatlichter Betriebe sowie Banken zu entfernen. Konsequenz bekämpfte er den Antikommunismus und war gegenüber allen opportunistischen Erscheinungen in der Arbeiterbewegung unversöhnlich. Er, der miterlebt hatte, welch unbeschreiblicher Opfer es bedurfte, um Österreich aus dem expansiven Herrschaftsbereich des deutschen Imperialismus zu befreien, blieb ein ständiger Mahner und Warner vor den neuerlichen Gefahren, die sich aus dem Wuchern von BRD-Monopolen in Österreich für sein Heimatland ergaben. Somit stand er auf der Seite jener österreichischen Patrioten, die die erkämpfte Neutralität und Unabhängigkeit Österreichs gegen den ‚großdeutschen‘ Imperialismus jederzeit und auf allen Lebensgebieten zu verteidigen bereit sind.“⁴⁹

Es sind große antifaschistische und „antiimperialistische“ Schuhe, in die Mader Plieseis steckt. Wäre ein kleiner Gemeindebediensteter über-

Es sind große antifaschistische und „antiimperialistische“ Schuhe, in die Mader Plieseis steckt. Wäre ein kleiner Gemeindebediensteter über-

⁴⁸ Julius Mader: *Vorwort*. In: ders.: *Partisan der Berge*, S. 6.

⁴⁹ Julius Mader: *Nachwort*. In: ders.: *Partisan der Berge*, S. 267.

Exkurs: Antifaschismus in der DDR

Vom Antifaschismus als „identitätsstiftendes Basiselement“ der DDR bleibt fünfzehn Jahre nach dem Ende eines Staates ein zwiespältiger Eindruck. Offiziell gründete der Antifaschismus auf der These des Theoretikers Georgi Dimitroff, der in einer Rede eine Definition des Faschismus versuchte, die in ihrer verkürzten Form zur Konsensthese wurde: „Der Faschismus an der Macht (...) ist (...) die offene terroristische Diktatur der reaktionärsten, am meisten chauvinistischen, am meisten imperialistischen Elemente des Finanzkapitals.“^a Selten wird angeführt, dass es weiter heißt: „Die reaktionärste Spielart des Faschismus ist der Faschismus deutschen Schlages. Er hat die Dreistigkeit, sich Nationalsozialismus zu nennen, obwohl er nichts mit Sozialismus gemein hat.“

Der Erziehungswissenschaftler Peter Dudek sieht die verkürzte Dimitroff-These als bestimmend für die gesamte Faschismusforschung der DDR. Der Komplementärbegriff des Antifaschismus sollte „sowohl die Identifikation der Jugend mit der DDR stärken (...) als auch zur Stigmatisierung politischer Gegner als potentielle Faschisten und damit als Staatsfeinde“ dienen.^b Antifaschismus verfolgte also vordergründig ein Erziehungsziel, hintergründig aber ein „Legitimationsinstrument der eigenen staatlichen Existenz“ sowie ein „Instrument der politischen Disziplinierung.“^c

Die Kehrseite der Medaille zeigt folglich das Bestreben, wichtige Aspekte der DDR historisch zu legitimieren. Darunter fällt einerseits die (durchaus argumentierbare) Darstellung der KPD als konsequenteste Kraft des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus (besser: gegen den Faschismus), die „Annahme einer ungebrochenen Kontinuität des kommunistischen Widerstandes im nationalsozialistischen Deutschland (...) von 1933 bis 1945“ sowie „die Wahrnehmung anderer politischer und sozialer Profile des Widerstandes sowie der unterschiedlichen Opfergruppen in einem durch die erstgenannten Axiome vorgegebenen Interpretationsrahmen“.^d

Um diesen Interpretationsrahmen auszufüllen, galt es, Darstellungen in ein bestimmtes formales Korsett zu zwingen – Jürgen Danyel hat dafür drei wesentliche Orientierungsstränge erarbeitet:^e

^a Elfriede Lewerenz: *VII. Kongress der Kommunistischen Internationale. Referate und Resolutionen*. Frankfurt 1975, S. 95.

^b Peter Dudek: „Der Rückblick auf die Vergangenheit wird sich nicht vermeiden lassen“ *Zur pädagogischen Verarbeitung des Nationalsozialismus in Deutschland (1945 – 1990)*. Opladen 1995, S. 233.

^c Ebd.

^d Jürgen Danyel: *Die Opfer- und Verfolgtenperspektive als Gründungskonsens? Zum Umgang mit der Widerstandstradition und der Schuldfrage in der DDR*. In: ders. (Hrsg.): *Die geteilte Vergangenheit. Zum Umgang mit Nationalsozialismus und Widerstand in beiden deutschen Staaten*. Berlin 1995, S. 31-46, hier S. 37.

– Die Erinnerung ist weitgehend abstrakt und entdifferenziert, sie wird von konkreten Orten und Akteuren des historischen Geschehens losgelöst. Personen und Biographien werden in ein normiertes Raster gepresst. Heraus kommen unsterbliche und austauschbare „antifaschistische“ Heldenfiguren.

– Erinnerung und Widerstand erfährt eine zunehmende Kanonisierung. Die Perspektive darauf wird verengt und von politisch-pragmatischen Erwägungen bestimmt.

– Die Normierung gipfelt in einer immergleichen Ausprägung öffentlicher politischer Rituale.

Problematisch erscheint in diesem Kontext vor allem die Tendenz, durch Etablierung eines antifaschistischen Mythos die Komplexität der politisch-gesellschaftlichen Verhältnisse zu reduzieren. Aus „Nazibonzen“ und „Nazigaunern“ werden per se und durchgängig Faschisten. Der „Feind“ bekommt ein universelles Antlitz. Aus dem nationalsozialistischen Wahnsinn entwickelt der staatliche Antifaschismus ein universell einsetzbares Feindbild namens Faschismus, sei dies nun ein Aspekt der Vergangenheit, der Gegenwart oder auch der Zukunft. Geschichte degeneriert zur „ahistorischen Essenz“.^f Und zur universell einsetzbaren Substanz. Je nach Feindbild und Bedrohungslage neu und dennoch gültig variiert und einsetzbar.

Antifaschismus dokumentiert also nicht nur die Ablehnung des Faschismus sondern in enormem Maße auch die „Ablehnung der bürgerlichen Demokratie, die (...) ihn mit ihrem Zwang zum Interessenausgleich und zum Kompromiss erst hervorgebracht und dann in der Bundesrepublik ihre Fortsetzung gefunden hat.“^g

Trotz der Umdeutung der antifaschistischen Bestrebungen darf das ursprünglich vorhandene emanzipatorische Potential des Antifaschismus nicht übersehen werden. Die DDR war in ihren Anfängen weitaus stärker kulturell geprägt als die frühe BRD, was die Anzahl antifaschistischer Literatur unterstreicht.^h Dieses Potential, in das unter anderem auch viele KünstlerInnen ihre Hoffnungen setzten, wurde blockiert, im Endeffekt erstarrten die antifaschistischen Bestrebungen und dienten stattdessen „sogar der Legitimation der stalinistischen und poststalinistischen Strukturen.“ⁱ

^e Danyel, *Die Opfer- und Verfolgtenperspektive als Gründungskonsens?*, S. 38ff.

^f Michael Zimmermann: *Der antifaschistische Mythos der DDR*. In: Thomas Fierl: *Mythos Antifaschismus. Ein Traditionskabinett wird kommentiert*. Berlin 1992, S. 135-154, hier S. 138.

^g Dudek, „Der Rückblick auf die Vergangenheit wird sich nicht vermeiden lassen“, S. 307.

^h Danyel, *Die Opfer- und Verfolgtenperspektive als Gründungskonsens?*, S. 36.

ⁱ Bernd Faulenbach: *Nationalsozialismus und Stalinismus als Herausforderungen zeithistorischer Forschung*. In: Jürgen Danyel (Hrsg.): *Die geteilte Vergangenheit*. Berlin 1995, S. 107-124, hier S. 120.

haupt in der Lage, mehr als guten Willen zu zeigen, wenn es darum geht, „Vertreter des Kapitals aus den Leitungen verstaatlichter Betriebe sowie Banken zu entfernen“? Ist es von einem kleinen KP-Funktionär nicht zu viel verlangt?

Im Grunde wäre Sepp Plieseis niemals in der Lage gewesen, all die in der DDR gepflogenen Anstrengungen des Antifaschismus und „Antiimperialismus“ zu erfüllen, hätte Mader mit seiner Neuauflage und den unbestreitbaren textlichen Eingriffen nicht ein (nicht deklariertes) Ziel verfolgt: nämlich aus Plieseis posthum einen „antifaschistischen Helden“ zu konstruieren, einer (vorgelieblichen) Autobiographie einen im Sinne der DDR-Ideologie(n) korrekten ideologischen Hut überzustülpen, wie auch folgende Textpassage aus dem Vorwort Maders unterstreicht: „Seine (Plieseis', Anm.) Publikation in der vorliegenden Form wird dazu beitragen, lehrreiche Erinnerungen eines unerschütterlichen Klassenkämpfers, Kampferfahrungen eines Marxisten-Leninisten populär zu machen und der folgenden Generation zu vermitteln.“⁵⁰

Ein Mann aus dem Salzkammergut macht posthum Karriere

Plieseis wurde also von Julius Mader zum „sozialistischen Held“ in der DDR (und mit Abstrichen in Österreich sowie der CSSR) stilisiert. Julius Mader übernahm für die Neuauflage des Plieseis-Textes „Vom Ebro zum Dachstein“ die Herausgeberschaft und brachte es im Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik unter dem Titel „Partisan der Berge. Lebenskampf eines österreichischen Arbeiters“ neu heraus. Die Rechte lagen bei Plieseis' Frau Maria.

„Partisan der Berge“ erschien bis 1989 in drei europäischen Staaten in sieben Auflagen, darunter fallen drei Auflagen in der DDR (1971, 1978 und 1987), zwei Auflagen in Österreich (Globus-Verlag, 1971 und 1987) sowie eine Auflage in der CSSR (Bratislava 1975). Insgesamt umfassten die sieben Auflagen 47.000 Exemplare.⁵¹ Der Titel erschien mit einem Buchcover, das eine der höchsten Auszeichnungen zeigt, die Plieseis verliehen wurde, nämlich den Orden „Kämpfer gegen den Faschismus“ der DDR.

Des Weiteren publizierte der DDR-Militärverlag im Jahr 1972 in der Reihe „Tatsachen“ als Nummer 129 ein 64-seitiges Heft mit dem Titel „Der Hölle entronnen“. Als Autor wird ebenfalls Sepp Plieseis angegeben, im wesentlichen handelt es sich bei dem Text um einen Abdruck von Passagen aus „Partisan der Berge“. Das Heft erschien mit einer Auflage von 70.000 Stück.

4. Sepp Plieseis als antifaschistischer Held

Während „Vom Ebro zum Dachstein“ ein klares Produkt seiner Zeit ist, eine ideologisch „aufmunitionierte“ Abenteuerbiographie mit antifaschistischem (nicht im DDR-Sinne) Mehrwert, verfolgt Julius Mader mit der Neuherausgabe ein klares Ziel. Der Text soll dem zeitlichen Kontext entrissen und in Zeitlosigkeit transformiert werden, konkret in zeitlose Repräsentanz und Rechtfertigung „antifaschistischer“ Grundelemente des „besseren“ deutschen Staates. Nach dieser Lesart rücken der reale Sepp Plieseis und sein Kampf gegen den Nationalsozialismus in den Hintergrund. Er wird zum Symbol des unermüdlichen Kampfes des DDR-Systems gegen eine feindliche westliche, fallweise faschistische oder zumindest imperialistische Welt, oder – wie es Julius Mader im Nachwort zu „Partisan der Berge“ ausdrückt – zum „Mahner und Warner vor den neuerlichen Gefahren, die sich aus dem Wuchern von BRD-Monopolen in Österreich für sein Heimatland (wohl eher für die DDR und die übrigen kommunistischen Staaten, Anm.) ergaben.“⁵² Sepp Plieseis rennt als universell einsetzbarer antifaschistischer Don Quichotte gegen die faschistischen Windmühlen – aber weniger gegen jene des Deutschen Reichs als gegen jene der in den 70er Jahren vom SED-Staat propagierten Feindbilder.

Das Beispiel Sepp Plieseis reiht sich in eine erkleckliche Anzahl von Fällen, in denen Biographien für offiziell-antifaschistische Zwecke genutzt und missbraucht wurden. Mit Biographien und persönlichen Schicksalen im Widerstand Tätiger wurde in der DDR höchst willkürlich verfahren. Dabei handelt es sich um „politisch stilisierte Erfahrung und Erinnerung, die von der Realgeschichte der NS-Verfolgung und des Widerstan-

⁵⁰ Mader, *Vorwort*, S. 6.

⁵¹ Angaben nach der selbstverfassten Biographie Maders, Beilage zum Schreiben an den Verein

Widerstandsmuseum vom 24. Juli 1989.

⁵² Mader, *Nachwort*, S. 268.

Exkurs: Rezeption des Widerstands gegen den Nationalsozialismus nach 1945

Die WiderstandskämpferInnen und Opfer des Nationalsozialismus wurden in Österreich, wenn auch nicht als primäres Ziel, zur Exkulpierung der Mehrzahl der Täter und Mitläufer instrumentalisiert. Sofern ehemalige Gegner des Nationalsozialismus nach 1945 politische Positionen in den beiden Großparteien bekleideten, förderten sie diese Instrumentalisierung im Interesse der Erringung der Souveränität Österreichsⁱ, darüber hinaus aber auch aus Parteiinteresse, um die Stimmen der „Ehemaligen“ für sich zu gewinnen. Im legendär gewordenen „Rot-Weiß-Rot-Buch. Gerechtigkeit für Österreich“ aus 1946ⁱⁱ, wurde die These, Österreich sei in erster Linie Opfer der Hitleraggression gewesen, durch die penible Dokumentation aller Widerstandshandlungen gestützt, damit aber gleichzeitig der österreichische Beitrag zur Stabilisierung des NS-Regimes verschwiegen.

Die Wiedereingliederung der ehemaligen NSDAP-Mitglieder und der heimkehrenden Wehrmachtssoldaten als beträchtliches Wählerpotential stand der gesellschaftlichen Aufwertung der WiderstandskämpferInnen im Weg. Mit zunehmendem Ost-West-Konflikt ab 1948/49 wurde der kommunistische Widerstand vollends diffamiert und in die Bedeutungslosigkeit gedrängt.

Erst durch die Gründung des Dokumentationsarchivs des Österreichischen Widerstandes (1963) durch ehemalige Widerstandskämpfer sowie durch eine neue Historikergeneration (Karl R. Stadler, Erika Weinzierl u.a.) begann sich die Wissenschaft mit dem Thema Widerstand auseinanderzusetzen. In Folge der so genannten „Waldheimaffäre“ (1986), wurde die Rolle Österreichs während des Nationalsozialismus zunehmend öffentlich diskutiert. 1993 sprach mit Franz Vranitzky ein österreichischer Bundeskanzler erstmals von einer „moralischen Mitverantwortung Österreichs an den NS-Verbrechen“ vor der Knesset in Israel. Trotzdem hat der Widerstand von Österreicherinnen und Österreichern bis heute nicht die gebührende Anerkennung erfahren.

Rezeptionsgeschichte der Erinnerungstexte von Widerstandskämpfern und KZ-Überlebenden

Dasselbe Phänomen ist auf der Ebene der literarischen Auseinandersetzung mit Erinnerungstexten von

WiderstandskämpferInnen und KZ-Opfern zu beobachten. Zwar hatten, ungeachtet ihrer politischen Zuordnung – der kommunistische Widerstand war quantitativ am stärksten gewesen – in den Jahren 1945 bis etwa 1948 Autobiographien von KZ-Überlebenden und Widerstandskämpfern in Österreich und anderen Staaten (für das Salzkammergut z.B. Sepp Plieseis „Vom Ebro zum Dachstein“, Albrecht Gaiswinkler „Sprung in die Freiheit“ⁱⁱⁱ, Hugo Walleitner „Zebra“^{iv}) ihren Platz in der Erinnerungsliteratur und konnten in zahlreichen Verlagen erscheinen.

Oben geschilderte politische Entwicklung, insbesondere das kulturpolitische Klima des „Kalten Krieges“ verhinderten aber Neuauflagen und Neuerscheinungen von ehemaligen kommunistischen oder sozialistischen Widerstandskämpfern und KZ-Überlebenden im westlichen Europa. Wenn, dann wurde in Österreich und der Bundesrepublik Deutschland der bürgerliche und kirchliche Widerstand oder jener des 20. Juli 1944 rezipiert und auf wissenschaftlicher Ebene behandelt.

In der DDR hingegen wurde der „antifaschistische Widerstand“ beschworen, inszeniert und ritualisiert. Tatsache ist, dass österreichische und deutsche sozialistische Erinnerungsliteratur bis in die 1970er- Jahre fast ausschließlich in der DDR oder in Übersetzungen in der Tschechoslowakei und der Sowjetunion erschienen sind. Plieseis' Erinnerungsbuch reiht sich nahtlos in diese Tendenz ein. Es ist außerdem ein bekanntes Faktum, dass DDR-Verlage für österreichische AutorInnen ein wichtiges Forum bildeten, stellvertretend sei nur der ebenfalls aus dem Salzkammergut stammende und im Austrofaschismus als Kommunist verhaftete Schriftsteller Franz Kain genannt.

Die Gründe für die Publikation österreichischer AutorInnen schildert Heinz Zaslowski, Direktor des Globus Verlages in einem Zeitschriftenbeitrag und trifft damit – ungeachtet der politisch-strategischen Hintergründe – ein Grundproblem: „Bis auf wenige Ausnahmen konnte oder wollte das wiedererstehende österreichische Verlagswesen nicht die vielen Autoren pflegen, die zuerst der grüne und dann der braune Faschismus hierzulande unterdrückt und verfolgt hatte. Der ungeheure Nachholbedarf des österreichischen Lesers wurde nur mit bescheidenen Möglichkeiten aus der österreichischen Produktion erfüllt.“^v

Erst seit den 1980er- Jahren sind die Erinnerungstexte von KZ-Überlebenden und WiderstandskämpferInnen in Österreich, aber auch im übrigen Europa aus ihrem Nischendasein herausgetreten.

ⁱ Julius Deutsch auf der Parteikonferenz der SPÖ, 7. Mai 1946, *Sozialistische Hefte* Folge 16, 1946, S. 12f.

ⁱⁱ *Rot-Weiß-Rot-Buch. Gerechtigkeit für Österreich! Darstellungen, Dokumente und Nachweise zur Vorgeschichte und Geschichte der Okkupation Österreichs*. Erster Teil (Nach amtlichen Quellen), Druck und Verlag der Österreichischen Staatsdruckerei, Wien 1946.

ⁱⁱⁱ Albrecht Gaiswinkler: *Sprung in die Freiheit*. Wien-

Salzburg 1947.

^{iv} Walleitner, Hugo: *Zebra. Ein Tatsachenbericht aus dem Konzentrationslager Flossenbürg*, Selbstverlag des Verfassers. Bad Ischl 1946.

^v Heinz Zaslowski: *Nachbarn im Spiegel des Buches*. In: *Mitteilungen der Gesellschaft Österreich-Deutsche Demokratische Republik*, Nr. 11, Okt. 1974, S. 15

des, von den in der Opposition gegen Hitler entwickelten Neuordnungsplänen wie auch von den Schicksalen der Betroffenen oft weit entfernt ist.⁵³

Im Grunde widerspricht die Geschichte Sepp Plieseis' dem Bild vom sozialistischen Helden: Für einen antifaschistischen Helden kam die Veröffentlichung des Buchs „Partisan der Berge“ zu spät. Die erste Ausgabe aus dem Jahr 1971 verfehlte die Hochkonjunktur der „antifaschistischen“ Helden um ganze 20 Jahre. Dennoch treffen die Grundmuster des sozialistischen Helden auf die Konstruktion des „Helden“ Sepp Plieseis zu, darum macht auch die verspätete Berufung zum „Helden“ dem Ansinnen Maders keinen Strich durch die Rechnung, stimmt sie doch mit der von Silke Satjukow und Rainer Gries erstellten Vita eines „Musterhelden“ größtenteils überein.⁵⁴

– „Der künftige Held entstammt einfachen, bescheidenen Verhältnissen.“⁵⁵ Die Herkunft Plieseis' ist geradezu für eine Heldensaga prädestiniert. Sein Vater Johann ist Schuhmacher und Maurer, er selbst beginnt als Hilfsarbeiter in Bad Ischl.⁵⁶

– „Sein Umfeld ist intakt. Der Vater ist im besten Fall weitsichtig und fürsorglich, die Mutter erfüllt getreu ihre weiblichen Pflichten.“⁵⁷ Aus den vorliegenden Materialien lässt sich das nicht eruieren, die Rolle der Mutter in der biographischen Darstellung Plieseis' lässt aber durchaus auf eine fürsorgliche Mutter schließen.

– „Kindheit und Jugend spielen im Arbeitermilieu, zumindest ein Elternteil ist Mitglied der Gewerkschaft oder sogar der Partei.“⁵⁸ Bereits in seiner Kindheit kam Plieseis mit der Sozialdemokratie in Berührung, er selbst schreibt: „Angeregt durch mein Elternhaus war auch ich seit meiner frühesten Jugend in der sozialistischen Bewegung tätig. Ich war in Ischl einer der Führer der sozialistischen Jugend.“⁵⁹ Plieseis war Mitglied in mehreren sozialdemokratischen Organisationen.

– „Das Kind fällt schon früh auf; schon im zarten Jugendalter kann sich die Berufung zum Helden offenbaren: Sei es, dass der Heranwachsende

erkennt, dass er das Elternhaus verlassen muss, um seine fachlichen Kenntnisse und Fertigkeiten in der Fremde zu vervollkommen. Der Held wird nämlich einst ein Meister seines Faches sein.“⁶⁰ Es sind zwar nicht die Kinder- und Jugendjahre, doch bereits im Alter von 21 Jahren ist er an den Schutzbund-Kämpfen in Ebensee mitbeteiligt, mit 23 nimmt er schließlich die Reise nach Spanien in Angriff, um dort mit den Internationalen Brigaden gegen Franco zu kämpfen. Im Sinne der Heldensaga ist das Verlassen der Heimat durchaus notwendig, in Spanien erhält Plieseis das Rüstzeug für seinen späteren „heldenhaften“ Partisanenkampf im Salzkammergut.

– „Sei es, dass der junge Mann Anfechtungen und Verlockungen widerstehen muss, die ihn vom Pfad seiner Heldengese abzubringen drohen. Der Held darf zweifeln, Irr- und Umwege gehen, er findet jedoch stets auf den rechten Weg zurück. Der künftige Held erweist sich schon in jungen Jahren als weitsichtig und anständig; schon in der Jugend (...) eröffnet sich bereits der Vorschein seines künftigen Heldentums.“⁶¹ Von Zweifeln und Irrwegen berichtet die biographische Darstellung wenig, Plieseis' Handeln scheint immer wohlüberlegt, zielgerichtet und sein Denken linear und logisch. Damit erfüllt er die Voraussetzung des „guten Handelns“ in jungen Jahren. Mit einer Ausnahme, wobei diese für seine späteren Tätigkeiten durchaus auch qualifizierend wirkt: Plieseis' Hang zur Wilderei. Partisanenkollege Karl Gitzoller gibt Jahre später zu Protokoll: „Er (Plieseis, Anm.) wusste, dass ich wildern gehe, und da ist er auch mit mir gegangen. Einmal haben sie uns erwischt.“ Gitzoller und Plieseis waren wegen dieser Aktion kurzfristig inhaftiert.⁶²

– „Mit der Zeit kommt der potentielle Held mit der Partei in Berührung. Sie gibt ihm fortan die geistige Heimat, den Schutz und die Sicherheit, welche sein arbeiterliches Elternhaus nicht mehr geben kann. Die Partei wird nun seine Erzieherin. Der Held lernt fleißig und begierig. Er ist ein Produkt der Partei.“⁶³ Nach den Februarkämpfen wendet sich Plieseis von der Sozialdemokratie ab: „Aber nach den Februarkämpfen 1934 ist es mir

⁵³ Danyel, *Die Opfer- und Verfolgtenperspektive als Gründungskonsens?*, S. 36.

⁵⁴ Silke Satjukow/Rainer Gries: *Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte von Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR*, Berlin 2002, S. 24f.

⁵⁵ Ebd., S. 24.

⁵⁶ *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933*. München 1980.

⁵⁷ Satjukow/Gries, *Sozialistische Helden*, S. 24.

⁵⁸ Ebd.

⁵⁹ Manuskript „Vom Ebro zum Traunsee“ von Sepp Plieseis, Archiv Zeitgeschichtemuseum Ebensee, Akt B 8b.

⁶⁰ Satjukow/Gries, *Sozialistische Helden*, S. 24.

⁶¹ Ebd.

⁶² Kammerstätter, *Materialsammlung* S. 68f.

⁶³ Satjukow/Gries, *Sozialistische Helden*, S. 24.

klar geworden, dass ein konsequenter Kampf gegen den Faschismus und gegen den Nationalsozialismus nur in der kommunistischen Partei möglich ist. Nach reiflichem Überlegen entschloss ich mich daher, dieser Partei beizutreten und ihr meine ganzen Kräfte zur Verfügung zu stellen.⁶⁴ Er ist in Bad Ischl in der illegalen KP für Organisation und Propaganda zuständig, dies offensichtlich auch erfolgreich, in dieser Zeit wird er nicht aktenkundig. Mit der Einberufung als Spanienkämpfer kommt für ihn eine neue Zeit des Lernens und neuer Erfahrungen. Spanien und die Zeit in den französischen Lagern nützt Plieseis trotz aller Unbillen zur Weiterbildung, wie ihm seine ehemaligen MitstreiterInnen attestieren. So erzählt Alois Straubinger, einer der innersten Führungsriege der Partisanenbewegung: „Ideologisch war er ein einwandfreier Mensch. Er war ein echter Sozialist. Das Ziel des Sozialismus war bei ihm etwas Natürliches.

Durch seine großen Erfahrungen, in Spanien und durch das KZ, dort hat er viele Schulungen, z.B. in Frankreich in den Lagern, mitgemacht. Diese haben ihn sehr gefestigt. Wir dürfen momentan nicht das Ziel des Sozialismus anstreben, denn vor allem ist das wichtigste die Unabhängigkeit Österreichs, das Naziregime zu beseitigen. Und dann hat man sich das so vorgestellt und das ist hauptsächlich von ihm ausgegangen.“⁶⁵

– „Herangereift und politisch wie moralisch gefestigt, vollbringt der Mann die Tat – sie ist die Manifestation des Helden. Der Held besteht die Herausforderung einer bestimmten historischen Situation unangefochten und bravourös. Diese Aktion muss nicht überlegt werden, sie ist das Ergebnis einer selbstverständlichen Anwendung der bereitgestellten Theorien. Sie ist eine notwendige, außerordentliche und außergewöhnliche Handlung, die der Held persönlich und ‚allein‘ ausführt, die jedoch dem Kollektiv, dem Betrieb, der Arbeiterklasse oder der Nation großen Nutzen bringt. Tat und Held verschmelzen für die anderen zu einem Symbol: Der Held ist überdies ein Mann der großen Tat, nicht der großen Worte.“⁶⁶ Die zentrale „Tat“ Plieseis’ ist die Flucht aus dem KZ-Nebenlager Adnet (Hallein)

Die reale „Story“ bildet den Handlungsrahmen für eine antifaschistisch korrekte Musterbiographie, aus der Lehren gezogen werden.

als Schlüsselerlebnis für den Widerstand im Salzkammergut. Größtenteils ist er dabei auf sich selbst angewiesen. Er „trickst“ das Bewachungspersonal aus und schafft es mit Hilfe von Karl Gitzoller bis ins Salzkammergut, wo seine Flucht fruchtbaren Nutzen trägt, indem er an den Aufbau einer Widerstandsgruppe herangeht.

– Dem „Heldentod“ entgeht Plieseis mehrmals durch Glück, überlebende Helden „leben fortan im Einklang mit der sozialistischen Moral; (...) Der Held wird nun im Idealfall zum Lehrer, erst jetzt erklärt er sich, fordert die anderen auf, hält Reden, wird von ‚den Massen‘ gefeiert. Die Verwandlung zum Helden lässt sich zuweilen auch äußerlich erkennen: Der Held wird als strahlend und schön geschildert. Er genießt nicht nur den Respekt seiner Fachkollegen, die Solidarität seiner Parteigenossen, sondern auch die Liebe der Menge.“⁶⁷ Dazu sei am besten Dr. Julius Mader in seinem Nachwort zitiert: „Sepp Plieseis gönnte

sich auch dann, als die Waffen in Mitteleuropa schwiegen, weder genießerische Muße noch persönlichen Luxus. Den Rest seines Lebens widmete er trotz seiner in den Jugendjahren überreichlich strapazierten Gesundheit dem gesellschaftlichen Fortschritt in der Repu-

blik Österreich, dem Kampf gegen Großkapital und Reaktion in seiner Heimat. Seine Genossen wählten ihn in die Bezirks- und Landesleitung der Kommunistischen Partei Österreichs. Als Organisationsleiter in der KPÖ-Gebietsleitung von Bad Ischl bewährte er sich als nimmermüder Initiator vieler Aktionen gegen neofaschistische und antiösterreichische Umtriebe.“⁶⁸

In Sinne eines in der sozialistischen Moral und im offiziellen Denken agierenden Funktionärs interpretiert Julius Mader die weitere Biographie des „Helden“ – und zwar zugeschnitten auf die antifaschistischen und im weiteren Sinn antiimperialistischen Bedürfnisse der DDR.

Die reale „Story“ bildet den Handlungsrahmen für eine antifaschistisch korrekte Musterbiographie, aus der Lehren gezogen werden können bzw. sollen, egal wenn manche Fehler und Unregelmäßigkeiten, die aus der „antifaschistischen Mischmaschine“ erwachsen, bisweilen gar Absurditäten produzieren.

⁶⁴ Manuskript „Vom Ebro zum Traunsee“ von Sepp Plieseis, Archiv Zeitgeschichtemuseum Ebensee, Akt B 8b.

⁶⁵ Kammerstätter, *Materialsammlung*, S. 216f.

⁶⁶ Satjukow/Gries, *Sozialistische Helden*, S. 24.

⁶⁷ Ebd., S. 25.

⁶⁸ Mader, *Nachwort*, S. 267.

In Kenntnis der hiesigen Strukturen klingt es also ein wenig verwunderlich, wenn ein kleiner Angestellter und Beamter sich „im Interesse der Arbeiterklasse“ dafür einsetzt, „das öffentliche Leben zu demokratisieren.“⁶⁹ Ganz klar in dieselbe missglückte Richtung stößt Mader, wenn er in Plieseis einen ständigen „Mahner und Warner vor den neuerlichen Gefahren, die sich aus dem Wuchern von BRD-Monopolen in Österreich für sein Heimatland ergaben“, erkennt.⁷⁰

5. Plieseis versus Plieseis? Ein Vergleich

In der Folge seien einige Passagen aus den ersten Seiten der beiden Versionen der Plieseis-Biographie, die sich insbesondere mit dem spanischen Bürgerkrieg beschäftigen und vor allem auch theoretische Ansätze aufgreifen, dargestellt, die modellhaft für den Eingriff in eine (Auto)Biographie, für deren Modifikation stehen. Darunter sind einige, die nur in Details verändert wurden und die die Sorgfalt dokumentieren, mit der an einzelnen Termini getüfelt wurde. Andere Beispiele wiederum zeigen, wie der Herausgeber ganze Textpassagen entfernt oder massive „Neudichtungen“ vorgenommen hat. Grundsätzlich ist festzustellen, dass für „Partisan der Berge“ manche Passage zum Zweck des besseren Verständnisses länger und detaillierter ausgeführt werden, um österreichische historische Spezifika besser darstellen zu können und das „österreichische Deutsch“ zu glätten. Diese Änderungen bleiben im Folgenden unberücksichtigt, das Augenmerk liegt auf inhaltlich relevanten Eingriffen bzw. auf Differenzen in den historischen Interpretationen.

Auch wenn die Urheberschaft von „Vom Ebro zum Dachstein“ nicht nur Plieseis alleine zusteht, wird er im Folgenden als Urheber angegeben, bei der Version „Partisan der Berge“ wird – durch die Eingriffe gerechtfertigt – Julius Mader als Autor angeführt.

– Das Jahr 1934 und die Niederlage der Sozialdemokratie

Eine Konsequenz, die viele enttäuschte SozialdemokratInnen nach den Februartkämpfen zogen, war der Übertritt zur Kommunistischen Partei Österreichs, so auch Sepp Plieseis und Franz „Jack“ Jaritsch: „Seit damals, seit jenem tragischen

⁶⁹ Ebd.

⁷⁰ Mader, *Nachwort*, S. 268.

⁷¹ Plieseis, S. 9.



Abb. 2:
Das Buchcover zu
„Vom Ebro zum Dach-
stein“ von 1946

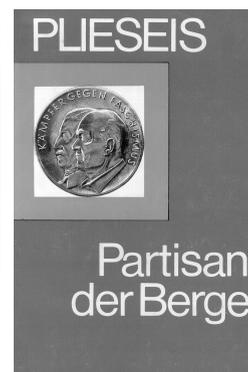


Abb. 3:
Die DDR-Ausgabe:
„Partisan der Berge“, hier
in der Version von 1987

Februar, gehörten beide, Sepp und Jack, der Kommunistischen Partei Österreichs an. Sie taten es, vor allem, weil sie Österreicher waren. Ihre klaren Arbeiteraugen sahen es voraus, wohin der Weg aller anderen Parteien führen musste.“⁷¹

Dr. Julius Mader transformiert die Beweggründe für den Beitritt zur Kommunistischen Partei auf eine breitere Ebene: „Seit damals, seit jenem tragischen Februar, gehören beide der in die Illegalität getriebenen Kommunistischen Partei Österreichs an. Sie taten diesen Schritt, weil sie Internationalisten und gleichzeitig Patrioten sind, weil sie dem nahenden Unheil nicht tatenlos zusehen wollen.“⁷² Mader versucht, den Österreichbezug im Zusammenhang mit der kommunistischen Internationale als zweitrangig darzustellen. Die in der Urversion betonte Komponente des Österreicher-Seins wird bewusst in einen Nebenaspekt umgewandelt.

In der darauf folgenden Passage streicht Mader gar eine halbe Seite ersatzlos. Darin ergeht sich Plieseis in einer Suada über das Auflehnen gegen den mörderischen Faschismus, er warnt vor dem Schwanken und den Unsicherheiten, die Hitler den Weg ebnen würden, vor der Verblendung und vor den Agenten der faschistischen Doktrin: „Was sollten sie tun, diese jungen Arbeiter, die, das unvergessene Schicksal der so unvergleichlich größeren deutschen Arbeiterklasse vor Augen, nun um ihr eigenes Schicksal bangen mussten? Kämpfen mussten sie. Aber die politischen Mittel, die das Gewissen der demokratischen Welt noch aufrufen konnten, hatte ja das eigene Regime in Österreich selbstmörderisch ausgeschaltet.“⁷³

Paschal von einer Niederlagen-Situation der

⁷² Mader, S. 10.

⁷³ Plieseis, S. 9.

Arbeiterklasse (Deutschlands) zu schreiben, ist in der SED-DDR kontraproduktiv. Vermutlich kann sich Mader aus diesen Gründen für diese Textstelle nur schwer erwärmen.

– **Internationale Solidarität**

Des öfteren betont Mader in seinen Eingriffen explizit die Notwendigkeit der internationalen Solidarität. Nach dem Satz „*Es gehörte mit zur Tragik jener Jahre, dass man für das Bestehen Österreichs am wirksamsten außerhalb Österreichs kämpfen konnte*“, der eine leichte Abwandlung des Originals bedeutet, flucht er folgenden Satz ein: „*Die nationalen Interessen erforderten es, den faschistischen Interventen und den Putschisten in Spanien entgegenzutreten.*“⁷⁴ Er bemüht sich also, durch kleine, scheinbar kosmetische und dem Fluss des Textes förderliche Änderungen, die internationale Bedeutsamkeit und Deutbarkeit des Textes zu erhöhen. Dies wird insbesondere bei folgender Änderung deutlich:

Aus „*Der Kampf um die Freiheit der Heimat führte zwei junge Österreicher in die triste Fremde*“⁷⁵ wurde ein simples: „*Der Kampf um die Freiheit führte zwei junge Österreicher in die Fremde.*“⁷⁶

Weitere Veränderungen tätigt Mader in Passagen, in denen persönliche Überzeugungen zum Ausdruck kommen. In diesen Passagen ist der Versuch festzustellen, diese persönlichen Überzeugungen in ein offizielles Korsett zu kleiden, d.h. die Partei ins Spiel zu bringen. Ein Beispiel: In „*Vom Ebro zum Dachstein*“ heißt es: „*Alles, was kommunistisch dachte und fühlte, war zur Illegalität verdammt*“⁷⁷, Mader macht daraus ein „*Die KPÖ war in die Illegalität gezwungen.*“⁷⁸

– **Begrifflichkeiten: „Nazis“ vs. „Faschisten“**

In der DDR-Version vermeidet Julius Mader den Begriff „Nazi“ nach Kräften, was in erster Linie mit dem in der DDR gebräuchlichen Faschismus-Begriff zusammenhängt. Ein Beispiel: Sepp Plieseis beschreibt die Abreise aus dem Salzkammergut und die Fahrt durchs bereits stark nationalsozialistisch geprägte Gmunden: „*Hier war die Bezirkshauptmannschaft, hier saßen die Nazi bereits besonders fest, und von hier war manche*

Denunziation ausgegangen, die einen bewährten Freund für Monate, für Jahre in den Kerker, ins Zuchthaus gebracht hatte.“⁷⁹ Bei Mader heißt es: „*Hier saßen die Faschisten bereits besonders fest, und von hier war manche Denunziation ausgegangen, die bewährte Freunde für Monate, ja für Jahre ins Zuchthaus gebracht hatte.*“⁸⁰

– **Klerikale Anklänge**

Wenig verwundert, dass Mader die im Salzkammergut auch unter SozialdemokratInnen und KommunistInnen eingetübte Verwendung kirchlich geprägter Grußformen streicht. So weicht das klassische „*Vergelts Gott*“⁸¹, das Plieseis äußert, als er noch im Zug von solidarischen Arbeitern mit Proviant versorgt wird, bei Mader einem schlichten „*Danke*“⁸².

– **Institutionen**

Nicht viel Aufhebens macht Julius Mader bei Passagen, die Grundlagen des Systems der DDR teilweise oder gänzlich in die Quere laufen, auch wenn sie aus historischen Gründen mit dem System der DDR nichts zu tun haben können. So fallen folgende Textzeilen bei Mader unter den Tisch: „*Grenzen und Pässe ... das Gespenst Staat muss allen seinen Untertanen immer wieder klar machen, wie wichtig es ist. Und außerdem, die Arbeitslosigkeit würde noch schlimmer sein, wenn es keine Grenzwacherei, Passabfertigung und Visaerteilung gäbe, dazu noch die Schmuggler, Passfälscher ... in Europa geben die Grenzen mindestens fünf Millionen Menschen Brot und Arbeit. Und das nennt man dann planmäßige Produktion!*“⁸³

– **Lob für Österreich?**

Auch wenn die Konstruktion des Partisanen Sepp Plieseis in der Urform im Grunde österreichspezifisch ausfällt, wird versucht, dem Land Österreich nicht zu viel Kredit zukommen zu lassen. Mader streicht zu übertriebene Lobes- und Sympathiekundgebungen. So heißt es in einer Originalpassage im Büro der Internationalen Brigade: „*Österreicher? Ein Ton der Hochachtung klang aus dem Wort. Gut, dass ihr kommt! Wir*

⁷⁴ Mader, S. 10.

⁷⁵ Plieseis, S. 10.

⁷⁶ Mader, S. 10.

⁷⁷ Plieseis, S. 11.

⁷⁸ Mader, S. 11.

⁷⁹ Plieseis, S. 11.

⁸⁰ Mader, S. 11.

⁸¹ Plieseis, S. 12.

⁸² Mader, S. 12.

⁸³ Plieseis, S. 16f.

⁸⁴ Plieseis, S. 18.

brauchen jeden Mann.“⁸⁴ Die Bezeugung der Hochachtung fehlt in der DDR-Ausgabe.

– **Historisch bedeutsame Personen aus dem sozialistischen und kommunistischen Umfeld**

Heikel erweist sich der Umgang mit problematisch agierenden Personen. So wird beispielsweise der 1936 amtierende sozialistische Regierungschef Frankreichs, der es auf nationalen und internationalen Druck unterließ, Waffentransporte für die spanische Republik zu erlauben, kurzerhand aus dem Text gekippt. Heißt es bei Plieseis noch „Aber die französische Republik ist trotz Léon Blum streng neutral“⁸⁵, fehlt bei Mader jeglicher Hinweis auf Blum. Stattdessen lautet der Satz lapidar: „Aber die französische Republik ist streng neutral.“⁸⁶

Kommunistische Kritik an Blum muss mehr oder minder gemäßigt ausfallen, da Blum trotz der zögerlichen Haltung in Frage der Waffentransporte mit Bildung einer „Volksfrontregierung“ eine kommunistische Grundforderung erfüllt hat, er war also im Sinne der von Dimitroff ausgegebenen Grundstrategie siegreich. Dies ist als Ursache dafür anzunehmen, dass Blums Name ohne großes Aufhebens aus dem Text fällt.

– **Militärische Institutionen**

Äußerst restriktiv agiert Mader bei einer Szene, die militärische Rituale und „Notwendigkeiten“ zur Diskussion stellt. Auch hier wird radikal in den Text eingegriffen. Im Original heißt es: „Aber das Exerzieren?“ warf der Sepp ein. „Hast du so ein großes Verlangen nach dem Habt-Acht-Stehen und nach dem Langsam-Schritt, nach dem Griffeklopfen und nach dem Parademarsch? Wir haben das nicht nötig. Das Reglementexerzieren ist gut für die Burschen, denen der Wille gebrochen werden muss, die zu einer stumpfsinnigen Kriegsmaschine abgerichtet werden sollen. Wir dagegen wissen doch alle, wofür wir kämpfen werden. Keiner ist unter uns, der nicht freiwillig hierhergekommen ist. Dieser Wille muss in der Internationalen Brigade lebendig bleiben, und das kann man nicht durch Abrichtung erreichen, sondern man hat es oder man hat es nicht. Die paar Kommandos werden wir lernen. Im übrigen hat sich jeder selbst zu befehlen; denn da draußen an unserer dünnen Front steht hinter keinem ein Offizier oder Korporal.“⁸⁷ Mader verkürzt den Text auf: „Hast du so ein großes Verlangen

danach? Wir haben das nicht nötig.“⁸⁸

Der Hintergrund für Maders Eingriff ist in den unterschiedlichen Auffassungen über die Organisationsform der kämpfenden Kräfte im Spanischen Bürgerkrieg zu sehen. Während die Trotzlisten auf ein Milizsystem bestanden, das über den revolutionären Elan (d.h. sofortige Bodenreformen) als Gegenkonzept zu reaktionären Armeen zum Sieg gelangen sollte, vertraten die Stalinisten das Konzept der Volksarmee, das im Grunde keine demokratischen Strukturen zulässt. Eine streng durchorganisierte Kommandostruktur sollte den Erfolg der Truppen garantieren. Außerdem war die stalinistische Befürchtung, eine sofortige Revolution trage zu einer Vergrämung des Westens bei, was explizit vermieden werden sollte.

– **Die Vielfalt der Internationalen Brigaden**

Die wohl ergiebigsten Passagen bieten jene Schilderungen, in denen Plieseis die Zusammensetzung und das ideologische Reservoir der Internationalen Brigaden beschreibt. In diesem Fall feilt Mader subtil an Worten und Textpassagen, auf dass sie Antifaschismus-kompatibel werden.

Vor allem in die Darstellung der Gruppen, aus denen sich die Internationalen Brigaden rekrutierten, greift Julius Mader massiv ein. Bei Plieseis heißt es noch: „Die Anhänger der Kommunistischen Partei fanden sich schnell zusammen. Die Internationale war kein Hirngespinnst, wie es die Nazi, Hahnenschwänzler und Schwarzhemden gerne allen weismachen wollten. Sie war lebendig und strotzte voll blutfrischen Lebens, mochten Aktivisten und Theoretiker auch manchmal hart des Mehrwertes wegen oder der Stalinschen Generallinie halber aneinandergeraten.“⁸⁹ Bei Mader fehlt jeglicher Hinweis darauf, dass die „Stalinsche Generallinie“ auch nur diskutierbar wäre: „Die Kommunisten fanden sich schnell zusammen. Die Internationale war kein Hirngespinnst, wie es die deutschen Faschisten und ihre österreichischen und italienischen Kumpane, die Hahnenschwänzler und Schwarzhemden, allen weismachen wollten. Sie war lebendig und in Aktion.“⁹⁰

Im DDR-Antifaschismus bestand trotz des Bestrebens, den Kommunismus ins Zentrum der Widerstandsbewegungen zu rücken – und das

⁸⁵ Plieseis, S. 18.

⁸⁶ Mader, S. 15.

⁸⁷ Plieseis, S. 26f.

⁸⁸ Mader, S. 19.

⁸⁹ Plieseis, S. 27f.

⁹⁰ Mader, S. 20.

bisweilen durchaus zu Recht – der Versuch, auch die Breite von Allianzen darzustellen, wenngleich klarerweise unter kommunistischer Führung. Nur nebenbei sei auf einen Text über die Aktivitäten der Widerstandsgruppe der Weißen Rose rund um die Geschwister Scholl verwiesen, wobei versucht wird, Verbindungslinien vom katholischen Widerstandsmilieu zu kommunistischen Gruppen herzustellen.⁹¹

Die Darstellung der Breite des Widerstandes findet sich bei Plieseis, hier wird noch eine gewisse pluralistische Zusammensetzung der Internationalen Brigaden gezeichnet: „Hier erfuhren alle, christliche Demokraten, liberale Bürgerliche, Sozialdemokraten, Kommunisten und Anarchisten, baskische Katholiken und katalonische Nationalisten, worum es in diesem Kampfe ging.“⁹² Vor allem die drei letztgenannten Beteiligten des spanischen Widerstandes finden bei Mader nicht den entsprechenden Anklang, sie werden kurzerhand durch „Pazifisten“ ersetzt: „Sie sammelte christliche Demokraten, liberale Bürgerliche, Sozialdemokraten, Kommunisten und Pazifisten, Freiwillige aus vielen Ländern um sich (...)“⁹³

Und an diesem Punkt schleichen sich erstmals auch klare inhaltliche Differenzen ein. Während Plieseis über die Gewaltherrschaft spricht, welche der „erste spanische Diktator Primo di Rivera dem spanischen Volke“⁹⁴ von 1931 bis 1933 bereitet hat, was nachweislich falsch ist, weil de Rivera bereits 1930 zurückgetreten ist, greift Mader in diesem Punkt in den Text ein: „Nach dem Rücktritt des Diktators Primo de Rivera war es 1931 gelungen, die bürgerlich-demokratische Republik zu errichten, und 1936, bei den Parlamentswahlen, hatte die Volksfront einen überwältigenden Sieg davongetragen.“⁹⁵ Bei Plieseis weicht die Darstellung wesentlich ab: „Dieser stumpfsinnige Militärfaschismus war dann der Volksfront, die alle freiheitlichen Einwohner gesammelt hatte, erlegen (...)“⁹⁶

Der darauf folgende Aufstieg Francos und die beginnenden Kämpfe der Republikaner finden in den beiden Texten ebenfalls eine unterschiedliche Darstellung, die vor allem auch zeitlich auseinanderklafft. Bei Plieseis heißt es: „Die Kommunisti-

sche Partei Spaniens sah weiter. Sie verlangte die Aufrüstung des Volkes gegen die faschistischen Elemente, die besonders in den Militärkreisen zahlreich waren. Eine antifaschistische Miliz sollte geschaffen werden, die allgemeine Volksbewaffnung allein hätte die Erhaltung der bürgerlichen Freiheiten garantieren können. Aber dazu waren die anderen demokratischen Parteien nicht zu bewegen. So konnte Franco im Juli 1935 seinen Putsch wagen.“⁹⁷ Bei Mader ist von einer allgemeinen Volksbewaffnung keine Rede mehr. Er beginnt diese Passage sofort mit Franco: „Im Juli 1936 zettelte Franco in Spanisch-Marokko eine Militärrevolte an. (...) Doch da erhoben sich die Volksmassen und stellten sich den Putschisten entgegen.“⁹⁸ Bei Plieseis sind es im übrigen die „Arbeiter“, die „mobilisiert wurden und sich gegen Franco und seine Helfershelfer wandten (...)“⁹⁹

Plieseis versus Plieseis: Ein Fazit

– Faschismus wird zum konturlosen Begriff. Dem Feind oder Gegner wird in den meisten Fällen das konkrete Antlitz weggerissen, stattdessen verpasst ihm Mader eine konturlose Maske. Wie in der kommunistisch geführten Faschismuskonzeption zeigt sich auch in diesem Fall die Tendenz, Faschismus als einen bloßen Kampfbegriff zu ge- und missbrauchen anstatt ihn in gebotener Vorsicht zu diskutieren.

– Auch für die Gegenwart sollen Kanten und Ecken nicht dazu verleiten, einen konkreten Feind ausmachen zu können. Vielmehr soll der „antifaschistische Inhalt“ all jenen Feinden des DDR-Systems entgegengestellt werden, die im aktuellen Zusammenhang wichtig sind, so beispielsweise die BRD.

– Persönliche Überzeugungen und Werthaltungen werden auf offizielle Institutionen oder Organisationen zurückgeführt. Im Hintergrund sämtlicher (wohlüberlegt und logisch dargestellter) Handlungen und Bestrebungen steht die Partei oder stehen parteinahe Organisationen.

– Kritische Darstellungen von Institutionen und Einrichtungen, die Analogien zu jenen späteren in der DDR aufweisen, sollen nach Kräften unterbleiben. Selbst räumliche und zeitliche Distanzen spielen in diesem Bestreben keine Rolle.

⁹¹ Siehe dazu Klaus Drobisch (Hrsg.): *Wir schweigen nicht! Eine Dokumentation über den antifaschistischen Kampf Münchener Studenten 1942/43*. Berlin 1968.

⁹² Plieseis, S. 28.

⁹³ Mader, S. 20.

⁹⁴ Plieseis, S. 28.

⁹⁵ Mader, S. 20.

⁹⁶ Plieseis, S. 28.

⁹⁷ Plieseis, S. 28.

⁹⁸ Mader, S. 20.

⁹⁹ Plieseis, S. 28.

– Personen aus dem kommunistisch-sozialistischen Kreis, die teilweise im Sinne der kommunistisch-theoretischen Grundausrichtung richtig handeln und durch andere Handlungen in Miskredit bzw. in eine zwielfichtige Lage geraten (könnten), werden vorsorglich „ausgespart“ (so zum Beispiel Léon Blum).

Kritik am „Revisionismus“

Die Umdeutung durch Mader wird Jahre später zur Zielscheibe für Kritik durch einen anonym bleibenden Vertreter der maoistischen Gruppierung „Kommunistischer Bund“. In der Zeitschrift *Kommunist*, dem theoretischen Organ des Kommunistischen Bundes Österreichs schreibt ein „K. W.“ aus Graz über die „Fälschung der Revisionisten am Buch des Genossen Sepp Plieseis.“¹⁰⁰

Darin erhebt der Autor schwere Vorwürfe – auch und vor allem in Richtung KPÖ: „Mit Unterstützung und Duldung der KPÖ-Revisionisten wurde 1971 vom Militärverlag der DDR eine neue Ausgabe des Plieseis-Romans herausgebracht. (...) Und an diesem Buch ist nahezu alles gefälscht und umgeschrieben, was man sich vorstellen kann.“¹⁰¹

Konkret benützt der Autor die Darstellung Maders als Abrechnung und grundsätzlich-theoretische Auseinandersetzung. Die Vorwürfe richtet er gegen die Sozialdemokratie, gegen die „bürgerliche Demokratie“ und den „imperialistischen Kapitalismus“ als Grundlage des Faschismus.¹⁰²

Die Interpretation W.s läuft dahingehend, „den Revisionisten“ zu unterstellen, die Grundprinzipien des Marxismus-Leninismus zu entstellen und somit „die Geschichte der kommunistischen Bewegung in eine Geschichte des Revisionismus umzufälschen.“¹⁰³ Und er nennt Sepp Plieseis' Leben als Beweis gegen die DDR-Darstellung: „Sie (revolutionär gesinnte Menschen, Anm.) müssen gemeinsam mit allen revolutionär gesinnten Menschen allseitig brechen mit dem Revisionismus und sich heute dem Kampf für jene Ziele anschließen, für die ihr und unser Genosse Sepp Plieseis sein Leben lang gekämpft hat. Das Programm des Kommunistischen Bundes Österreichs weist dazu den Weg.“¹⁰⁴

¹⁰⁰ K. W., *Der antifaschistische Partisanenkampf in Oberösterreich*, S. 72 - 85.

¹⁰¹ Ebd., S. 80.

¹⁰² Ebd., S. 80ff.

Plieseis' Biographie avanciert zum Schwert in einer theoretischen Auseinandersetzung und Plieseis selbst zum Zeugen in ebendieser. Pikanterweise stehen somit im Grunde die theoretischen Ausführungen von Rudolf Heinrich Daumann als die im Sinne des Marxismus-Leninismus richtigen im Raum und sollen die stalinistisch gefärbte Neuinterpretation Maders entkräften.

6. Der kurze Weg zur Fiktion. Die TV-Serie „Gefährliche Fahndung“

Es blieb nicht nur bei der Auseinandersetzung mit Plieseis originärer oder auch nicht originärer Biographie. Nein, ebendiese erfuhr in der DDR noch eine gleichermaßen skurrile wie exemplarische Neuinterpretation und Weiterverbreitung. Im Jahr 1977 wurde die auf dem Buch „Partisan der Berge“ basierende DEFA-TV-Serie „Gefährliche Fahndung“ gedreht.¹⁰⁵ Dabei handelt es sich um eine in den 70er-Jahren angesiedelte Kriminalstory, die Charaktere aus der Salzkammergut-Partisanenbewegung verwendet, diese geringfügig verfremdet und in eine fiktionale Handlung einbaut.

Im Zentrum der Handlung steht ein Mord an einem ehemaligen Partisanen, der im Begriff ist, das Verschwinden der bei Kriegsende in einem alten Bergwerk eingelagerten Kunstschätze aufzudecken. Ehemalige Nationalsozialisten, die in der Türkei, Schweiz und Deutschland untergetaucht sind und die an diesem Kunstraub beteiligt waren, versuchen mit den Geldern, die sie über den Verkauf der Kunstschätze zu lukrieren trachten, ein internationales Netz einer neo-nationalsozialistischen Bewegung zu finanzieren.

Die Serie wurde 1978 im DDR-Fernsehen in sieben Teilen ausgestrahlt, Regie führte Rainer Hausdorf, einige bekannte Schauspieler wie der spätere Tatort-Kommissar Jaecki Schwarz spielten in Hauptrollen.

Die Namen der handelnden Personen und Örtlichkeiten sind historischen Vorlagen zum Teil willkürlich und plakativ angeglichen: Die Hauptperson, Toni Pleisner (Plieseis), Kriminalkommissar in „Bad Hirschl“ (Bad Ischl), Sohn des offensichtlich in den letzten Kriegstagen ermor-

¹⁰³ Ebd., S. 84.

¹⁰⁴ Ebd., S. 85.

¹⁰⁵ www.kabel1.de/serienlexikon, 15. Februar 2005; die Serie ist überdies im Zeitgeschichtemuseum Ebensee archiviert.

deten Partisanenchefs (der unschwer als Sepp Plieseis auszumachen ist), ermittelt in der Angelegenheit und tritt als überzeugter Antifaschist auf. Kopf der verschwörerischen Neo-NSDAP ist „Dr. Hertl“ (Dr. Wilhelm Höttl – ehemaliger SD-Mann und SS-Obersturmbannführer, lebte in der Nachkriegszeit in Altaussee), einer seiner bezahlten Killer heißt „Degussa“ (Deutsche Gold- und Silberscheideanstalt).

In der antifaschistischen Deutung der Serie ist das Heldenmotiv Plieseis' erfüllt: Er steht als eine Art „Überfigur“ permanent im Raum, da er als „antifaschistischer Held“ im Kampf umgekommen ist. Damit ist der „antifaschistische Heldenmythos“ im Gegensatz zum realen Leben und zur biographischen Darstellung Plieseis' umgesetzt.

7. Versuch eines Resümees

Das Leben von Sepp Plieseis ist ein Ausgangspunkt für Skizzen und Konstruktionen. Über seine Aktivitäten existieren wenige gesicherte Quellen, was zum Gutteil darauf zurückzuführen ist, dass ihn sein Weg schon relativ früh außer Landes führte und seine Aktionen als Kopf der Partisanengruppe im Salzkammergut darauf abzielten, möglichst unauffällig möglichst viele Kräfte abzuziehen. Was bleibt, sind einige wenige Dokumente, viele Oral-History-Darstellungen und noch mehr Erzählungen und Legenden.

Wenn die Faktenlage dünn ist, werden Geschichten weitergesponnen und für eigene Zwecke instrumentalisiert. So mutiert Sepp Plieseis zu einem Proponenten des antifaschistischen Heldenmythos der DDR, gelangt indirekt zu Filmen und wird als Zeuge gegen den eigenen veränderten Text gerufen, wenn es darum geht, das DDR-System in theoretischen Grabenkämpfen des Revisionismus zu bezichtigen.

Dabei eignet sich jeder Autor unterschiedliche Aspekte des Plieseis'schen Lebens oder zumindest der Vorstellungen davon, wie dieses verlaufen hätte können, an. Wo der Eine (Plieseis selbst) die eigene Vergangenheit zurechtrücken will, will der Andere (Mader) eine offiziell antifaschistische Gegenwart über den Umweg der Vergangenheit zurechtrücken. Wo der Eine (H.W. im Kommunisten) einen Beweis für die ideologische Verkommenheit der DDR erblicken will, erkennt der Andere (Rainer Hausdorf) einen Ausgangspunkt für ein antifaschistisches Abenteuer, das Stoff für eine spannende Unterhaltungsserie bildet.

Letztlich verbleibt die Erkenntnis der Brüchigkeit biographischer Darstellungen und ihres noch brüchigeren Zustandekommens. Wie ein Netz legen sich Verkettungen und Verwebungen von Biographien (handelnde Personen, Biographen, Herausgeber,...) über eine Lebensgeschichte. Der Inhalt des eingeholten Netzes wird weiterverarbeitet (in diesem Fall vorbehaltlos kommuniziert), ungeachtet dessen, wie viele Inhalte indes durch die Maschen geschlüpft sind. Und auch die Weiterverarbeitung geht viele Wege: Während dem einen das Filetstück schmackhafter erscheint, ist dem anderen die industrielle Nutzung von Tran und Fischöl wichtiger. Wie der Fisch einmal ausgesehen haben mag, davon bleiben nur Vermutungen.

Angesichts des in Österreich von der ÖVP-FPÖ Regierung ausgerufenen „Gedankenjahres“ sollte die Frage, wie Biographien entstehen, gebraucht und auch missbraucht, gedeutet und auch missdeutet werden, stets mitschwingen. Denn nicht nur Regime wie das der DDR waren und sind es, die sich Biographien aneignen und instrumentalisieren. Das sollte nicht vergessen werden, wenn das Bild eines Leopold Figl transportiert wird, der vom Balkon des Belvedere ruft „Österreich ist

Klaus KIENESBERGER (1978)

Diplomand am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft an der Universität Wien. Arbeitet seit 2002 als Journalist. Während des Studiums Projekte in Zusammenarbeit mit dem Zeitgeschichte Museum Ebensee (www.ebensee.org). Referent auf der Tagung zur Problematik „Besuchersforschung in KZ-Gedenkstätten“ in Ravensbrück (BRD) 2002.

Ich gegen Babylon: Karl Kraus und die Presse*

Simon Ganahl

Die Wunde ist unheilbar, sie wird immer böser, immer fressender; und das Übel wird immer größer, je mehr es geduldet wird, bis zu dem Tag, wo über die Zeitungen durch ihre Üppigkeit und Massenhaftigkeit die Verwirrung kommt, wie in Babylon.¹

I
Ein Volk mit einer Sprache. Und dann der unsägliche Turmbau, der alles zerstreute und verwirrte. Es mag eine mythische Einheit gewesen sein, jener nachgerade paradiesische Zustand, da jeder jeden verstanden, jeder für jeden gearbeitet hat – eine Ordnung indes, die mit der Kantschen Aufklärung restauriert wurde. Harmonisch wie ein Turm, dessen runde Grundfläche zylindrisch in die Höhe ragt, sollten Mensch und Menschheit vorangehen. Dass sich die Moderne wie ein Kopf stehender Kegelstumpf entwickelte, der namentlich breiter, kaum höher wird, hatte Kant gewiss nicht geplant. In seinem kurzen Text „Was ist Aufklärung?“ gibt der Philosoph drei Beispiele passiver Vernunft: Unmündig ist, wer den Verstand einem Buch, das Gewissen einem Seelsorger, den Diätplan einem Arzt überlässt.² In dieser Passage einen Konnex zum Kantschen Hauptwerk zu sehen, bedarf keiner großen Kopfarbeit, zumal die drei Kritiken, wie Michel Foucault formulierte, als „Handbuch der in der Aufklärung mündig gewordenen Vernunft“³ fungieren. Wenn die Menschheit genug fortgeschritten ist, Wissenschaft, Politik und Kunst universalistisch gereift sind, jenes goldene Zeitalter, das aufgeklärte nämlich, anbricht, dann sollen die Menschen erkannt haben, wie sie frei denken und handeln können.

Die Fragen des Positivisten, wann und wo Karl Kraus Schriften von Kant wie gründlich gelesen hat, lassen sich dann schwer beantworten, wenn man meint, es sei wichtig, zu wissen, an welcher

Stelle des Krausschen Bücherregals die „Kritik der Urteilskraft“ gestanden ist. Wer die Ausdauer hat, sich auf die Texte des Satirikers einzulassen, kann getrost auf extensive Materialrecherche verzichten. Denn dass Kraus das schier „Negative (welches die eigentliche Aufklärung ausmacht) in der Denkungsart“⁴ wie kein anderer kultivierte, hat die *Fackel*, jene Zeitschrift, für die er fast vier Jahrzehnte verantwortlich zeichnete, seit ihrem programmatischen Vorwort bewiesen. Der damals 25-jährige Herausgeber wandte sich an ein argloses Publikum, eine Öffentlichkeit, „die zwischen Unentwegtheit und Apathie ihr phrasenreiches oder völlig gedankenloses Auskommen findet“. (F 1, 1) Kraus präsentierte sich als unabhängiger Publizist, als parteiloser Warner, der seine benommenen Zeitgenossen wachrüttelt. Wenn die Augen erst geöffnet, die Sinne munter sind, dann „predigen die Verhältnisse das Erkennen sozialer Nothwendigkeiten“, dann kommen die Tatsachen unverblümt zutage. (F 1, 2) Zweifellos geht es dem Autor der *Fackel* um eine Vorbildfunktion, um die publizistische Hoffnung, „dass der Kampftruf, der Missvergnügte und Bedrängte aus allen Lagern sammeln will, nicht wirkungslos verhalte“. (F 1, 3)

Der Kritiker des Fin de Siècle trat seiner Zeit, jener Versuchsstation der Moderne, als Prototyp des Kantschen Vernunftwesens gegenüber. Kraus demonstrierte, dass auch eine antiaufklärerische Welt erlaubt, mündig zu sein, da die Kritik im Zentrum der Aufklärung steht. Es gibt ein richtiges Leben selbst im Falschen, zumal jenes richtige ein Anklagen des falschen bedeutet. Und falsch ist in seinen Augen jener Fortschritt, den er in Wien um 1900 als „Teufelswerk der Humanität“⁵ erlebt – eine Aufklärung, die sich anschickt, Gott und die Liebe zu erklären, und damit beides ersetzen will; deren buchstäbliche Exegese meint, der Mensch sei geboren, die Natur zu beherrschen; die Freiheit als Marktprinzip begreift,

* Dieser Artikel basiert auf der Diplomarbeit des Verfassers: *Ich gegen Babylon: Karl Kraus und die Journalle. Die „Neue Freie Presse“ im Licht der „Arbeiter-Zeitung“*. Wien 2005.

¹ Honoré de Balzac zit. nach Karl Kraus (Hrsg.): *Die Fackel*, Nr. 717-723, S. 4. Ich zitiere *Die Fackel* (F) in der Folge durch Angabe der Nummer und der Seitenzahl im Text.

² Vgl. Immanuel Kant: *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?* In: *Was ist Aufklärung? Ausgewählte kleine Schriften*. Hg. v. Horst D. Brandt. Hamburg 1999

(= Philosophische Bibliothek, Bd. 512), S. 20.

³ Michel Foucault: *Was ist Aufklärung*. In: *Ethos der Moderne. Foucaults Kritik der Aufklärung*. Hg. v. Eva Erdmann u.a. Frankfurt a. M./New York 1990, S. 41.

⁴ Immanuel Kant: *Kritik der Urteilskraft*. Hg. v. Wilhelm Weischedel. Frankfurt a. M. 1974 (= Werkausgabe, Bd. 10), S. 226.

⁵ Karl Kraus: *Untergang der Welt durch schwarze Magie*. Frankfurt a. M. 1989 (= Schriften, Bd. 4), S. 221.

nicht als individuelle Chance, sich selbst entwerfen zu können. Gemessen am Kantschen Begriff der Vernunft, mutet die moderne Ausbeute geradezu unvernünftig an. Denn aufgeklärt, also fähig, eigene Urteile zu bilden, scheinen die Personen, die den Satiriker umgeben, nicht zu sein. „An Dummheit erweist Kraus, wie wenig die Gesellschaft es vermochte, in ihren Mitgliedern den Begriff des autonomen und mündigen Individuums zu verwirklichen, den sie voraussetzt.“⁶ Karl Kraus setzt dieser traurigen Realität einen freien Menschen entgegen: Er will „ein Ich mit der Zeit konfrontieren“. (F 557-560, 18)

Wie mühsam ein derart widersprechendes Dasein sich gestaltet, offenbart das unscheinbare Schlusswort zum Essay „Heine und die Folgen“, das den bezeichnenden Titel „Zwischen den Lebensrichtungen“ trägt. Kraus veröffentlichte diesen Nachtrag erstmals 1917 in der *Fackel*, um seine inzwischen weit verbreitete Heine-Schrift, die im Verein mit „Nestroy und die Nachwelt“ Klarheit über seine Rolle als satirischer Künstler geschaffen hatte, selbstkritisch abzuschließen. Eine Ergänzung sei nötig, weil er in friedlicheren Zeiten versucht habe, „der Maschine zu entrinnen“⁷, und einer „völlig entmenschten Zone den Vorzug vor jenem Schönheitswesen gab, das dem unaufhaltsamen Fortschritt noch weglagernde Trümmer von Menschentum entgegenstellte“⁸. Mit Ausbruch des Krieges, der Bewahrheitung seiner Satire, gehe es nicht mehr um den Künstler, sondern den Menschen Kraus, der in „Notwehr gegen die Tyrannei einer wertlosen Zweckhaftigkeit“⁹ nach Verbündeten suchen müsse, nach Alliierten, die sich der Maschine zu bedienen wissen, „um ihr zu sich zu entfliehen“¹⁰. Der nahe liegende Kampfgefährte, das lässt Kraus in diesem Passus verstoßen erkennen, ist die österreichische Sozialdemokratie, deren Maschine, die *Arbeiter-Zeitung*, sich beharrlich gegen die Maschine, die *Neue Freie Presse*, wehrt. Wie alle Figuren im Krausschen Werk erhalten auch diese beiden Blätter eine repräsentative Funktion: hier der Inbegriff instrumenteller Vernunft, dort moralischer Widerstand.

Karl Kraus setzt der traurigen Realität einen freien Mensch entgegen: Er will „ein Ich mit der Zeit konfrontieren“.

Während aber die Aversion gegen das Evangelium der Wiener Bourgeoisie, das bis heute als „Nonplusultra einer kosmopolitischen liberalen deutschen Zeitung“¹¹ gilt, zeitlebens konstant blieb, gestaltete sich Kraus' Verhältnis zum Zentralorgan der Sozialdemokraten zwiespältig¹². Am Anfang der Beziehung steht ein ungetrübtes Bekenntnis, das Maximilian Harden im zweiten Heft der *Fackel* provozierte, indem er die *AZ* als die „am besten redigierte Zeitung in deutscher Sprache“ lobte. (F 2, 3) Der Herausgeber stimmte dem Berliner Schriftsteller lebhaft zu: „Was Sie [...] über die ‚Arbeiterzeitung‘ sagen, ist mir ja aus der Seele gesprochen.“ (ebd., 16) Allerdings wollte Kraus schon ein Jahr später nichts mehr vom Arbeiterblatt wissen, da es Anzeigen kapitalistischer Unternehmen annehme, ja weil es Angriffe gegen die Donaudampfschiffahrtsgesellschaft just zum Zeitpunkt eingestellt habe, als

Inserate des Betriebs im Annoncenteil erschienen waren. Die Vorwürfe beschränken sich aber auf die angebliche Korruption der Geschäftsführung, den Journalismus der *AZ* kritisierte

Kraus nie ernsthaft – im Gegenteil: Während des Ersten Weltkriegs schätzte der Kritiker die „Arbeiter-Zeitung“ als „moralische Kraft“ (F 462-471, 141), die den frappierenden Beweis liefere, „daß die weltflüchtige Menschenwürde sich immerhin in zwei bis drei Wiener Zeitungsspalten niederlassen darf“ (F 437-442, 30). Was Kraus mit dem Arbeiterblatt verband, war das gemeinsame Eintreten für die Anliegen sozial Benachteiligter, ein Engagement, das in den frühen Ausgaben der *Fackel* augenfällig wird: Der Herausgeber druckte eine anonyme Sozialreportage über einen Weberstreik in Brünn, veröffentlichte die Kritik des Sozialisten Wilhelm Ellenbogen an der Südbahn-Gesellschaft und schrieb selbst Artikel gegen kapitalistische Ausbeutungen.¹³

Dass Kraus gerade dem journalistischen Genre der Sozialreportage Raum in seiner Zeitschrift gab, lässt sich zugleich aus seiner Pressekritik erklären. In „Heine und die Folgen“, jenem Text, der die Klage über das Feuilleton auf den Punkt

⁶ Theodor W. Adorno: *Sittlichkeit und Kriminalität*. In: *Noten zur Literatur*. Frankfurt a. M. 1996 (= Gesammelte Schriften, Bd. 11), S. 378.

⁷ Kraus, *Untergang der Welt durch schwarze Magie*, S. 217.

⁸ Ebd.

⁹ Ebd.

¹⁰ Ebd., S. 218.

¹¹ Brigitte Hamann: *Hitlers Wien. Lehrjahre eines Diktators*. München 2004, S. 115.

¹² Vgl. zu Kraus und der *Arbeiter-Zeitung* Alfred Pfabigan: *Karl Kraus und der Sozialismus. Eine politische Biographie*. Wien 1976, v.a. S. 54-74.

¹³ Vgl. dazu *Die Fackel*: Nr. 6, S. 5-12 / Nr. 25, S. 13-23; Nr. 27, S. 1-6; Nr. 30, S. 4-6 / Nr. 31, S. 1-5.

bringt, findet sich folgender Satz: „Die Presse als eine soziale Einrichtung, weils denn einmal unvermeidlich ist, daß die Phantasiearmut mit Tatsachen geschoppt wird, hätte in der fortschrittlichen Ordnung ihren Platz.“¹⁴ Und einige Zeilen später stellt der Satiriker jene Aufgaben, die Zeitungen in einer modernen Gesellschaft erfüllen könnten, anhand eines Straßenbahnunfalls dar. Anstatt Stimmungen einzufangen und zu sinnieren, welche philosophischen Schlüsse das Tramwayunglück zulasse, müssten die Journalisten als Medien im buchstäblichen Sinn, als „Kehrichtsammler der Tatsachenwelt“¹⁵ fungieren, auf Interpretation verzichten und Informationen, die Zahl der Toten zum Beispiel, also Fakten vermitteln, auf deren Grundlage das Publikum eigenständig urteilen kann. Wer den Journalismus der Wiener Jahrhundertwende nicht mit der *Neuen Freien Presse* gleichsetzt, findet durchaus Reporter, die sich als Informationsträger verstanden, Wert auf Recherche, nicht auf Emotionalität legten. Die Berichte aus den Armenhäusern, den Fabrikhallen und Kohlegruben, die in der *Arbeiter-Zeitung* erschienen, muten wie ein Gegenprojekt zum Ästhetizismus der Feuilletonisten an. Der langjährige *AZ*-Redakteur Max Winter, der als Schöpfer der Sozialreportage gilt, betonte in einer Artikelserie zu seiner Arbeitstechnik: „Nie etwas besser wissen wollen, erst sich belehren lassen durch das Geschaute und Erfragte, Beobachtete und Nachgelesene, dann aber ein eigenes Urteil bilden.“¹⁶ Erkenntnis gewinnt, wer vorurteilsfrei an die Dinge herantritt, sinnliche und geistige Erfahrung sammelt, um autonom entscheiden zu können. Indem Max Winter den Lesern Informationen liefert, an die sie selbst nicht kämen, regt er deren Vorstellungskraft an, belebt die Fähigkeit zum individuellen Urteil, das der Persönlichkeitsbildung dient, und betreibt einen im Krausschen Sinn modernen Journalismus.

Antiaufklärerisch wirken hingegen jene Stimmungsreporter, die den Feuilletonstil der *Neuen Freien Presse* bedienen und dabei jeden Sinn für Unterschiede einbüßen. Der Feuilletonist stellt einen Mensch „ohne Bewußtsein des Kontrasts“¹⁷ dar: „Er nimmt die Welt wahr als eine zufällige Folge von Sinnesreizen, nicht als Schauplatz von

Handlungen.“¹⁸ Wenn aber alle Eindrücke gleich markant sind, können Daten nicht als Gründe für eine Entscheidung interpretiert werden, was persönliche Urteile unmöglich macht. Daher rührt die Kraussche Klage, in einer Zeit zu leben, wo „alle Individualität haben, und alle dieselbe“¹⁹. In feuilletonistischer Indifferenz geben die Journalisten ihre Urteilskraft, Verantwortung und Persönlichkeit preis. Dass sich die paar Tagschreiber in ihrer Empfindungswelt auflösen, hat Kraus gewiss nicht sehr bedauert. Was seinen Widerstand hervorrief, war der Einfluss, die verheerende Wirkung, die jene Gefühlsliteraten beim Publikum erzielten. „Ich habe Erscheinungen vor dem, was ist“²⁰ – so beginnt der „Untergang der Welt durch schwarze Magie“. Das Ende naht also, wenn man die Wirklichkeit nicht mehr zu Gesicht bekommt, wenn alle Erlebnisse aus zweiter Hand stammen, wenn Menschen sich mit Erfahrungsschablonen zufrieden geben. Wie meint der „Nörgler“ aus „Die letzten Tage der Menschheit“: „Die Realität hat nur das Ausmaß des Berichts, der mit keuchender Deutlichkeit sie zu erreichen strebt. Der meldende Bote, der mit der Tat auch gleich die Phantasie bringt, hat sich vor die Tat gestellt und sie unvorstellbar gemacht.“²¹ Kraus wirft dem literarisierten Journalismus vor, dass er die menschliche Einbildungskraft zugrunde richtet, indem sämtliche Informationen in standardisierter Emotionalität präsentiert werden. Ohne Imagination sind aber, für Kant wie für Kraus, weder Urteile noch Erkenntnisse, weder Kritiken noch Ideen denkbar. Das individuelle Bewusstsein deckt sich dann mit jenem der Presse, die als Synchronisierungsapparat subjektlose Massen generiert, Horden, Kreaturen der Natur, die sich nicht mehr vorstellen können, autonom zu handeln.

II

Auch dieser Hang zur moralischen Dichotomie, zum Einteilen der Welt in Gut und Böse, Freund und Feind, lässt eine Affinität des Autors der *Fackel* zum Organ der Sozialdemokratie erwarten, jener Zeitung, die in der Antithese ihre sprachliche Form findet. Die *AZ* behauptet nicht, objektiv zu sein, legt keinen Wert auf Neutralität, sondern deklariert ihre Parteilichkeit.

¹⁴ Kraus, *Untergang der Welt durch schwarze Magie*, S. 189.

¹⁵ Ebd., S. 191.

¹⁶ Zit. nach Hannes Haas: *Empirischer Journalismus. Verfahren zur Erkundung gesellschaftlicher Wirklichkeit*. Wien/Köln/Weimar 1999, S. 252.

¹⁷ Kraus, *Untergang der Welt durch schwarze Magie*, S. 448.

¹⁸ Carl E. Schorske: *Wien. Geist und Gesellschaft im Fin de Siècle*. Frankfurt a. M. 1982: S. 9.

¹⁹ Kraus, *Untergang der Welt durch schwarze Magie*, S. 238. ²⁰ Ebd., S. 424.

²¹ Karl Kraus: *Die letzten Tage der Menschheit*. Frankfurt a. M. 1986 (= Schriften, Bd. 10), S. 209.

Analysiert man die Ausgaben der ersten Woche 1900²², fünf aufgrund der Jahrhundertwende programmatische Zeitungsnummern, zeigt sich, dass beinahe die Hälfte der innenpolitischen Artikel des Arbeiterblattes kommentierende Beiträge waren, Texte, in denen die Redaktion zu einem Sachverhalt subjektiv Stellung bezog. Die Leser mögen die apodiktischen Urteile bald bejahend, bald verwerfend aufgenommen, sich im kollektiven Personalpronomen geborgen oder bedroht gefühlt haben – Unehrllichkeit lässt sich der *AZ* aber schwer vorwerfen. Liest man die *Neue Freie Presse* nach demselben Formalkriterium, präsentiert sie sich als schiere Informationsquelle: Nur jeder zwanzigste Artikel des bürgerlichen Blattes gab sich als Kommentar zu erkennen. Genau besehen, entpuppen sich viele der vorgeblich unabhängigen Beiträge als faktenarme Stimmungsberichte, verkleidete Inserate und tendenziöse Nachrichten. Bedenkt man, wie sensibel Kraus auf Kontraste reagierte, auf Diskrepanzen zwischen Pose und Tatsache, kann sein Hass gegen die evidente Bigotterie der *Presse* kaum verwundern. Denn es bedarf keines seismographischen Gespürs, um bedenklich zu finden, dass eine Analyse der „Wiener Börsenwoche“ zur Zeit des Burenkriegs mit dem Satz schließt: „Der Friede würde eine ganz neue und viel bessere Situation schaffen“, und ein paar Zeilen später diese Meldung steht: „Die von der Transvaalregierung festgesetzten Steuersätze für die südafrikanischen Minen haben in den Kreisen der Minenpapier-Besitzer große Besorgnis hervorgerufen.“²³

Bezeichnend wirkt zudem, wie das bürgerliche Blatt mit dem Hauptthema der ersten Tage 1900 umging: der Hinrichtung Juliane Hummels. Die junge Frau wurde am 2. Jänner im Wiener Landesgericht erhängt, weil sie ihre Tochter vernachlässigt und misshandelt hatte, bis das Mädchen an den Qualen gestorben war. An jenem Dienstag befand die *Neue Freie Presse*, „daß der Gerechtigkeit gegen Juliane Hummel freien Lauf gelassen wurde“, die Strangulation also im Sinn der Gerechtigkeit vollzogen werde. (NFP 2.1.1900, 5) „Daß alle vernünftigen und modern empfindenden Menschen die Todesstrafe für eine zwecklose Barbarei halten und in jedem Fall gegen sie Stellung nehmen“, währte die *Arbeiter-Zeitung* hingegen. (AZ 2.1.1900, 6) Tags darauf druckte die *Presse* einen Kommentar auf dem Titelblatt, der mit den Worten anfängt: „Das neue Jahr hat

bei uns in Österreich mit einem furchtbaren Acte der Justiz begonnen“ (NFP 3.1.1900, 1), worauf ein emphatisches Bedauern der Grausamkeit von Hinrichtungen folgt, das in diese Schilderung der konkreten Vollstreckung mündet:

Dann folgen die Qualen der letzten Nacht, in der die Minuten zu Ewigkeiten sich ausdehnen, die psychische Folter des allem Lebendigen eingepflanzten Triebes, zu leben, der sich gegen das Unabwendbare empört, doppelt schrecklich in ihrer Einwirkung auf das willensschwache Geschlecht, bis endlich der düstere nebelgraue Wintermorgen anbricht, an dem die Halbtote dem Henker überliefert wird. Welch ein Bild! (ebd., 2)

Für die *AZ* stellten die „Hinrichtungsorgien“ vermeintlich liberaler Blätter ein gefundenes Fressen dar: Deren Lektüre gebe „noch etwas mehr ‚Stimmung‘ als die Wirklichkeit“. (AZ 3.1.1900, 6) Und in seinem Beitrag auf der Titelseite demonstrierte das Arbeiterblatt, wann Anführungszeichen Sinn stiften können: „In einem Hofe des Wiener Landesgerichtes hat heute Früh die ‚Gerechtigkeit‘ einen furchtbaren Triumph gefeiert.“ (ebd., 1)

Protest forderte in diesen Tagen aber nicht nur die barbarische Justiz; auch der Kaiser geriet unter Beschuss, jenes Staatsoberhaupt, das am Tag vor Silvester eine Reihe von Notverordnungen erlassen hatte, Gesetze, die vom Monarch unterfertigt und ohne parlamentarischen Umweg vom Kabinett exekutiert wurden. Also trat die *Arbeiter-Zeitung* mit diesen Worten ins anbrechende Säkulum: „Mit vier Verfassungsbrüchen begrüßt man in Österreich das neue Jahr, das glorreiche zwanzigste Jahrhundert!“, um dann festzuhalten: „die Nothverordnungen sind nichts Anderes und wollen nichts Anderes sein als ministerieller Absolutismus“. (AZ 2.1.1900, 1) Die *Neue Freie Presse* hat ebenfalls von den Erlässen des Kaisers berichtet – in einer kommentarlosen Meldung betitelt „Die amtlichen Kundmachungen“: „Auf Grund des §.14 des Grundgesetzes über die Reichsvertretung vom 21. December 1867 finde ich anzuordnen wie folgt: [...] Franz Joseph m.p.“ (NFP 2.1.1900, 2) Wie ernst das liberale Weltblatt die autokratische Notstandsregelung nahm, zeigt jene ironische Meldung, die am folgenden Tag erschien: „Moderne Annoncen. [...] Exemplar der Staatsgrundgesetze, bis

²² Vgl. zum Folgenden die Themenanalyse meiner Diplomarbeit: S. 57-81.

²³ *Neue Freie Presse*, 6.1.1900, S. 11f. Ich zitiere die beiden

Zeitungen in der Folge durch Angabe ihres Kürzels, des Datums und der Seitenzahl im Text.

auf einen Paragraph gänzlich unbenutzt, ist billigst abzugeben.“ (NFP 3.1.1900, 5) Verglichen mit der *Presse* mutet die *AZ* wie ein anarchistisches Pamphlet an, das jede autoritäre Regung, jedes außerparlamentarische Dekret auf der Titelseite mit Sperrdruck und Rufzeichen versieht. Weil das Organ der Sozialdemokraten so rigoros für Demokratie eintrat, erscheint das landläufige Vorurteil über die Kraussche Neigung zur Monarchie kurzsichtig. Denn kein monarchischer Charakter hätte sich mit der radikaldemokratischen *Arbeiter-Zeitung* eingelassen.

Dass ferner in der Entlarvungstechnik eine Analogie zwischen *Fackel* und *AZ* besteht, kommt im gemeinsamen Verlangen nach Konkretion zum Ausdruck, im Wunsch, Verantwortliche beim Namen zu nennen. Beide Organe legen öffentliche Phrasen bloß, indem sie deren Autoren beim Wort nehmen. Zerstörung, Reinigung, Ursprung: So funktioniert jene methodische Trias, die Walter Benjamin aus dem Krausschen Zitatverfahren generiert.²⁴ „Im rettenden und strafenden Zitat erweist die Sprache sich als die Mater der Gerechtigkeit. Es ruft das Wort beim Namen auf, bricht es zerstörend aus dem Zusammenhang, eben damit aber ruft es dasselbe auch zurück an seinen Ursprung.“²⁵ Die *Fackel* versetzt die Zeitung in ihre Sphäre, reißt die Floskeln aus dem Kontext, damit sie als Belegstellen ihre Verfasser entlarven und sich reinwaschen können. In diesem Sinn begreift Benjamin Kraus' Schreiben als „Sprachprozeßordnung“, die das Wort des anderen als Corpus Delicti, als Beweisstück, das eigene aber als Richtspruch versteht.²⁶ Der Essayist weist dem Satiriker seinen Platz an der Schwelle des Weltgerichts, dort, wo das Zitat seine wahre Kraft entfalten kann: „nicht zu bewahren, sondern zu reinigen, aus dem Zusammenhang zu reißen, zu zerstören; die einzige, in der noch Hoffnung liegt, daß einiges aus diesem Zeitraum überdauert – weil man es nämlich aus ihm herausschlug“²⁷. In dieser destruktiven Vernunft, die nach Benjamin wahren Humanismus offenbart, findet die *Fackel* ihr politisches Programm: „kein tönendes ‚Was wir bringen‘, aber ein ehrliches ‚Was wir umbringen‘ hat sie sich als Leitwort gewählt“. (F 1, 1) Eine Formel, die Läuterung verschmutzter Sprache, Zertrümmerung der Klischees verspricht, die von der Presse verbreitet werden.

Während Kraus wesentlich zu belegen trachtet, wie austauschbar die Metaphern der Zeitungen sind, konterkariert das Arbeiterblatt die Parolen und das Verhalten der Politiker.²⁸ Im retrospektiven Leitartikel der ersten Wochenendausgabe 1900, der einen „Beitrag zur Naturgeschichte österreichischer Minister“ leisten will, konfrontiert die *AZ* Sprachschablonen vergangener Regierungen mit Tatsachen: Es sei müßig, von neuen Kabinetten zu reden, trotzdem stets dieselben Leute regieren – wenngleich unter wechselndem Vorsitz. „Unfruchtbare, zur Vernichtung der Gesellschaft führende Wege [...] dürften nicht betreten werden. Dem Ministerium Badeni, das eine so scharfe Sprache führte, gehörte wieder Graf Welsersheimb, vorher Mitglied der so arg zugerichteten Ministerien Taaffe und Windischgrätz, an!“ (AZ 6.1.1900, 1) Das Organ der Sozialdemokraten krault nicht im sprachlichen Kielwasser der Bürokratie, um als neutraler Experte auftreten zu können, sondern setzt deren abstrahierende Lexik, die so scharf ist wie ein Naturjogurt, parodierend ein. Und auch die Zeitformen dienen der Demaskierung, zumal die Politiker ihren eigenen Attributen zum Opfer fallen: „Das Ministerium Wittek, das den § 14 anwendete, hat zu Mitgliedern die Herren Wittek, Welsersheimb, Chlendorfski und Stibral, die als Mitglieder des Ministeriums Clary für diese Fälle die Benützung des § 14 perhorresziert hatten.“ (ebd.) Indem die rückblickenden Relativsätze im Präteritum und Plusquamperfekt stehen, tritt die Diskrepanz zwischen dem, was getan wurde, und jenem, das behauptet worden war, noch deutlicher zutage.

Dass die *AZ* diesen entlarvenden Kommentar publizierte, gründet auf jenem kaiserlichen Auftrag, der den ehemaligen Innenminister Ernest von Körber ins neue Jahr begleitete: eine Regierung zu bilden. Ministerpräsident Clary hatte im Dezember 1899 seinen Rücktritt erklärt, weil er sich weigerte, mit Notverordnungen zu regieren. Da sein Eisenbahnminister keine Scheu vor dem Paragraphen 14 zeigte, ernannte Franz Joseph kurzfristig Heinrich Wittek zum Kanzler, um das Geschäft noch vor Silvester zu erledigen. Im neuen Jahr ging das Zeppter an Körber, der sein Kabinett am 18. Jänner präsentierte.

Wie in der Kadettenschule muss sich der neue

²⁴ Vgl. dazu auch Josef Fürnkäs: *Zitat und Zerstörung. Karl Kraus und Walter Benjamin*. In: Jacques Le Rider u. Gérard Raulet (Hrsg.): *Verabschiedung der (Post-) Moderne? Eine interdisziplinäre Debatte*. Tübingen 1987 (= Deutsche Text-Bibliothek, Bd. 7), S. 209-225.

²⁵ Walter Benjamin: *Karl Kraus*. In: *Medienästhetische*

Schriften. Frankfurt a. M. 2002, S. 225.

²⁶ Vgl. ebd., S. 213.

²⁷ Ebd., S. 227.

²⁸ Vgl. zum Folgenden die Sprachstilanalyse meiner Diplomarbeit: S. 82-112.

Premier gefühlt haben, als ihm daraufhin ein Leitartikel der *Neuen Freien Presse* seine Aufgabe diktierte: „Wiederherstellung des verfassungsmäßigen Zustandes durch Hinwegräumung der die Function des Reichsrathes behindernden Sprachenfragen.“ (NFP 20.1.1900, 1) Wer immer diesen namenlosen Kommentar verfasste, er muss in Hast gewesen sein. Denn seine Informationen drängeln, Sätze verdichten sich zu einzelnen Wörtern, die Substantive stehen den Verben die Funktion, obwohl es mitnichten an Platz mangelt. Und nachdem Körber sein Programm publik gemacht hatte, regnete es auf der Titelseite der bürgerlichen Zeitung abermals nominalisierte Pflichten: „die einverständliche Beilegung des nationalen Streites“, „die Wiederherstellung geordneter parlamentarischer Zustände“, „die Beendigung oder doch die wesentliche Milderung der nationalen Kämpfe“, „die Einberufung der Verständigungs-Conferenz“, „die Unterbreitung concreter Vorschläge“. (NFP 21.1.1900, 1) Hinter diesem gedrängten Formulieren verbirgt sich weder Sprachökonomie noch Willen zur Prägnanz. Es sind die Phrasen der Politiker, die das liberale Weltblatt pflichtbewusst rezitiert. Aber wie sprachen die Minister in Wien um 1900 tatsächlich? Eine bezeichnende Kostprobe findet sich im selben Beitrag, da der Text mit einem Zitat aus der Regierungskundgebung anfängt: „Eine aufrichtige und ehrliche Politik der Verständigung, eine feste, unparteiische, vom rascheren Pulse der Zeit belebte Verwaltung und die Förderung aller auf die Hebung und Erweiterung der Production gerichteten Bestrebungen“ (ebd.) – seien die Ziele des neuen Kabinetts. Versuchte man, den offiziösen Leitartikelstil der *Presse* zu illustrieren, ließe sich keine treffendere Passage auftreiben. Im Kommentar der *Arbeiter-Zeitung* erschien jene Stelle aus Körbers Arbeitsplan paraphrasiert:

Wer wollte eine „aufrichtige und ehrliche Politik der Verständigung“ nicht akzeptieren, eine „unparteiische, vom rascheren Pulse der Zeit belebte Verwaltung“ nicht wünschen, wer möchte sich Bestrebungen, die die Produktion heben und erweitern, widersetzen wollen? Nur sind freilich solche „Zielpunkte“ in einem Programm selten mehr als Gemeinplätze, die zum Ernst nur durch Thaten kommen können.

(AZ 21.1.1900, 1)

Was der Ministerpräsident großmündig als Friedensstrategie präsentiert, erweist sich in den Spalten des Arbeiterblattes als Schablone, als Binsen-

wahrheit. Allerdings gelingt diese Entlarvung weniger aufgrund des folgenden Kommentars als in der sprachlichen Darstellung selbst, die jene substantivierten Parolen auf den Boden der Verben zurückholt.

Das Amtsdeutsch der *Neuen Freien Presse* allein aus Unachtsamkeit zu erklären, wäre aber zu kurz gegriffen. Denn das bürgerliche Blatt verfolgt eine manipulative Strategie, die den Nimbus der Objektivität und der humanistischen Bildung gezielt einsetzt, um Meinungen zu lenken. Im zitierten Leitartikel zum Regierungsprogramm nimmt der Verfasser Partei für jene neutrale Bürokratie, die der Kanzler angekündigt hatte: „und mit Spannung warten namentlich die Deutschen auf die Erfüllung dieses Versprechens“, während die „Autonomisten-Majorität [...] gar keine Miene“ mache, „diese gefährliche Gewohnheit der Einflußnahme auf die Verwaltung abzulegen“. Wenn das Projekt Körber scheitert, liege die Schuld bei den „Herren Verfassungsgegnern“; also sollten die „Deutschen in Oesterreich“ auf der Hut sein, denn „nach Allem, was ihnen schon widerfuhr“, hätten sie „das Recht und die Pflicht, vorsichtig zu sein“. (NFP 21.1.1900, 1f.) Eine derart subtile Verführung möchte man der megalomanen *Presse* gar nicht zutrauen. Klammheimlich positioniert sie die gegnerischen Nationen jenseits des Rechtsstaates und verbrüdert das deutsche Volk mit der Verfassung. Anstatt klar zu nennen, wer das Grundgesetz missachte, spricht das Blatt von den „Herren Verfassungsgegnern“, denen die rechtschaffenen Deutschen gegenüberstehen – eine Synekdoche, die Tschechen und Polen ungerechtfertigt diskreditiert. Dass das Gros der Verfassungsbrüche de facto im kaiserlichen Missbrauch der Notverordnungen wurzelt, verschweigt die gesetzestreue Zeitung hingegen generös. Auch der folgende Euphemismus dient dem Schein der Unparteilichkeit, zumal „vorsichtig“ einen neutraleren Eindruck erweckt als „misstrauisch“, was eigentlich gemeint war. Hätte das Blatt geschrieben, dass den Deutschen das Recht zustehe, „misstrauisch zu sein“, wäre sein Standpunkt augenfällig tendenziös, aber zumindest ehrlich gewesen.

Der Leitartikler der *Neuen Freien Presse* stilisiert sich als souveräne Autorität, die das Zeitgeschehen aus unabhängiger Warte einordnet und auf explizite Verurteilungen verzichtet. Und doch erfährt der Leser, wer in den Konflikten die Guten und wer die Bösen sind: Wertungen, die nicht als subjektives Urteil, sondern als natürliche Konsequenz erscheinen. Kein Wunder, dass seine Metaphern einen verstaubten Eindruck machen,

nicht modernen, sondern traditionellen Vorstellungen entspringen.²⁹ Wer die altbewährte *Presse* liest, braucht keine Umstürze zu fürchten, denn ihr Repertoire sprachlicher Bilder steht fest. Daher darf auch im Kommentar zum neuen Ministerium niemand erwarten, dass „die Blume der Verständigung ganz von selbst erblüht“ und es genügt, „die Hände der Regierung in Unschuld zu waschen“, sobald eine Einigung ausbleibt. Körbers Kabinett müsse ernsthaft versuchen, „den Abgrund des deutsch-czechischen Sprachenstreites zu überbrücken und den entgleisten österreichischen Parlamentarismus wieder auf die Schienen zu stellen“. Zunächst sei es aber Aufgabe einer schlichtenden Konferenz, den „Pfahl aus dem Fleische des Abgeordnetenhauses“ zu ziehen. Denn das geplante Sprachengesetz einfach „den noch immer stürmisch bewegten Wellen im Parlament anzuvertrauen“, wäre keine Lösung. (NFP 20.1.1900, 1) Es sind stets anachronistische Verhältnisse, auf die sich diese Vergleiche beziehen, keinem Bild liegt das industrialisierte Leben der Jahrhundertwende zugrunde. Wenn Metaphern inflationär zum Einsatz kommen, schwindet der Erkenntnisgewinn – übrig bleibt das Material, die leere Worthülle.

III

Flüchtig betrachtet, widersprechen sich der Vorwurf, gedankenlos zu schreiben, und die Anschuldigung, bewusst zu manipulieren. Näher reflektiert, führt der vermeintliche Widerspruch in den Kern dessen, was gemeinhin als Kraussche Sprachmystik bezeichnet wird. Tatsächlich steht das Verhältnis des Satirikers zur Sprache auf keinem mystischen, sondern theoretisch schlüssigen Fundament. Kraus besteht auf dem Unterschied zwischen dem Talent, das *mit* der Sprache schreibt, und dem Genie, das *aus* der Sprache schreibt, weil Sprache in seinen Augen als Kulturspeicher fungiert, der bei behutsamem Fragen sämtliche Antworten preisgibt. Was das Genie vom Talent trennt, ist seine Integrität, sein ethischer Charakter, jene zweifelnde Verantwortlichkeit gegenüber dem kollektiven Wissen, die es nicht fertig bringt, dessen Symbole zu kommandieren:

Diese Gewähr eines moralischen Gewinns liegt in einer geistigen Disziplin, die gegenüber dem einzigen, was ungestraft verletzt werden kann, der

*Sprache, das höchste Maß einer Verantwortung festsetzt und wie keine andere geeignet ist, den Respekt vor jeglichem andern Lebensgut zu lehren. Wäre denn eine stärkere Sicherung im Moralischen vorstellbar als der sprachliche Zweifel?*³⁰

Für Kraus stellt Schreiben individuelle Aufklärungsarbeit dar, ein sorgfältiges Abwägen von Worten, das zu einer Wahl führen soll, die der Sprache als Kulturgut dient, also frei von Klischees ist. Wer die historisch gewachsenen Regeln der Grammatik achtet, seine Gedanken allein mithilfe der sprachlichen Zeichen formuliert, fördert seine Urteilskraft, befreit sich von Vorurteilen. Zumal aus geistiger Sicht nur jener Persönlichkeit hat, der instand ist, autonom zu denken und zu handeln, dient Kraus' unermüdliche Reinigung der Sprache, die „Trockenlegung des weiten Phrasensumpfes“ (F 1, 2), der Subjektbildung. Er schaufelt jenes individuierende Symbolsystem frei, das vom tagesaktuellen Müll des Journalismus und der Politik überlagert wird, damit das Publikum die Möglichkeit erhält, sich selbst aufzuklären. Sprache liefert die normative Grundlage schlechthin, den einzigen Gesetzestext, der befolgt werden sollte, gerade weil jedes Zuwiderhandeln straflos bleibt. Es ist die Kantische, von christlicher Caritas geprägte Vernunft, die im Kulturspeicher Sprache ruht.

Dass Kraus just die Presse, jene gesellschaftliche Institution, die den Sprachgebrauch dominiert, als Saboteur der Aufklärung denunziert, überrascht insofern nicht, als Zeitungen wesentlich kommerzielle, nicht moralische Ziele verfolgen. Für Journalisten, die Angestellte eines kapitalistischen Unternehmens sind, fungiert Sprache als Mittel zum Zweck, als Werkzeug, das dem Geschäft dienen muss. Mit diesem Problem ließe sich freilich leben, da es für Kraus ohnehin Aufgabe der Kunst ist, in und aus der Sprache zu reflektieren. Was den Widerstand des Satirikers provoziert, ist die Verzahnung der beiden Sphären, jenes Gemisch aus Utensil und Kunstwerk, Information und Literatur, das sich namentlich die *Neue Freie Presse* an ihre Fahnen heftet – eine Bigotterie, die behauptet, der Journalismus sei Promotor der Aufklärung. Indem sich Zeitungen literarischer Techniken bedienen, indem sie Fakten feuilletonistisch verbrämen, ruinieren sie die Vorstellungskraft, also jenes Vermö-

²⁹ Vgl. dazu auch Sigurd Paul Scheichl: „Im großen Styl der kaiserlichen Redeweise“. *Beobachtungen zu Form und Stil der Leitartikel Moriz Benedikts in der „Neuen Freien Presse“*. In: Sigurd Paul Scheichl/Wolfgang Duchkowitsch (Hrsg.): *Zeinungen im*

Wiener Fin de Siècle. Eine Tagung der Arbeitsgemeinschaft „Wien um 1900“. Wien 1997, v.a. S. 137-141.

³⁰ Karl Kraus: *Die Sprache*. Frankfurt a. M. 1989 (= Schriften, Bd. 7), S. 372.

gen, das der Urteilsbildung zugrunde liegt und von der Dichtung trainiert wird. Allein die Sprache vermag dem Ich einen Weg aus der medialen Synchronisierungsmaschine zu bahnen: „Denn größer als die Möglichkeit, in ihr zu denken, wäre keine Phantasie.“³¹

Dieser Satz steht in Kraus' sprachtheoretisch dichtestem Aufsatz „Die Sprache“, der Ende 1932 in der *Fackel* erschien, kurz nach der deutschen Reichtagswahl, bei der die NSDAP erneut die Mehrheit der Stimmen erhalten hatte. Adolf Hitler übernahm das Amt des Reichskanzlers im Jänner 1933, und Karl Kraus schwieg. Erst im Oktober kam jene vierseitige Nummer 888 seiner Zeitschrift heraus, die außer der am Grab des Gefährten Adolf Loos gehaltenen Rede das Gedicht „Man frage nicht“ enthielt, das im Schlussvers erklärt: „Das Wort entschlief, als jene Welt erwachte.“ (F 888, 4) Die nächste Ausgabe der *Fackel* erschien im Juli 1934, ein Heft von 16 Seiten, auf denen die „Nachrufe auf Karl Kraus“ gedruckt waren. Der Herausgeber publizierte eine Auswahl von Presseartikeln, die sich mit seinem Verstummen befassten, und stellte jene Berichtigungen hinzu, die von den Zeitungen veröffentlicht werden mussten. Denn die Journalisten hatten fehlerhaft aus seinem letzten Gedicht zitiert, Beistriche vergessen, kleine Anfangsbuchstaben großgeschrieben. Dem Kopfschütteln der betroffenen Redakteure pflichtet das Gros der Literatur zu Karl Kraus bis heute bei: Der Satiriker muss verrückt gewesen sein, ein unbelehrbarer Egomane, der noch über Kommas und Metaphern sinniert, wenn Diktaturen errichtet, Menschen reihenweise ermordet werden. Tatsächlich lieferte Kraus mit dieser *Fackel* eine Demonstration seiner Sprachtheorie, seinen Beweis, warum es zu Hitler kommen konnte. Die Menschen fielen dem herrschsüchtigen Demagogen zum Opfer, weil sie durch jahrelange Zeitungslektüre bereits gleichgeschaltet waren, weil jenes gedankenlose, instrumentelle Schreiben der Journalisten die Sicht auf die urteilsstärkende, persönlichkeitsbildende Kraft der Sprache verstellte. Ohne Feuilleton also kein Hitler. Denn wenn sich die Presse auf ihre Aufgabe beschränkt hätte, nämlich für Geld Information zu liefern, wäre dem Publikum Fan-

tasie und damit die Möglichkeit geblieben, eigenständig Urteile zu bilden. Eine Ordnung, die es der Kunst überlässt, die Einbildungskraft auszuweiten, den Blick in den sprachlichen Kulturspeicher zu lenken.

Der ominöse Spruch: „Mir fällt zu Hitler nichts ein“, findet sich dann in der folgenden, 315 Seiten umfassenden Nummer der *Fackel*, der Vorstufe zur „Dritten Walpurgisnacht“, die erst posthum erscheint. (F 890-905) Frappierend mutet dieser Satz freilich nur jene an, die im „nichts“ lediglich das Indefinitpronomen sehen; denn dass einem zu Hitler doppelsinnig „Nichts“ einfällt, ein Nihilismus, der alle humanistischen Werte ablehnt, erscheint durchaus begrifflich. Wie Kraus im Schlusswort zu „Heine und die Folgen“ geschrieben hatte, erfährt der „Widerspruch des neuen Daseins“ im Krieg ereignishaft seine Lösung.³² Die Gewalt ist im Chaos des Friedens angelegt, in einer Zeit, „da es selbst die Ober-

Dass Kraus zu Hitler „Nichts“ einfällt, ein Nihilismus, der alle humanistischen Werte ablehnt, erscheint durchaus begrifflich.

flächenwerte [...] im Zusammenstoß der Lebensrichtungen nicht mehr gibt“³³. Hinter dieser Klage steht ein zutiefst modern, ja präbabilonisch denkender, der Kantschen Universalvernunft verpflichteter Mensch. Man mag es,

wie Max Weber, die „Entzauberung der Welt“, wie Hermann Broch ein „Wertvakuum“ nennen: Tatsache ist, dass die großen Erzählungen der Menschheit in der Säkularisierung allgemeine Gültigkeit verlieren, dass die umfassenden Zentralwerte in autonome Teilsysteme zersplittern. Karl Kraus wollte die Idee persönlicher und sozialer Einheit aber nicht aufgeben; für ihn stellten der Zerfall des Subjekts und der Gesellschaft Zeichen der Dekadenz dar. „Amerika, das es besser hat, und die Welt der alten Formen vereinigen sich [...]“³⁴ Amerika, das es in Goethes „Xenien“ nur besser hat, weil keine geschichtliche Last seine Gegenwart beschwert, steht hier für den grassierenden Pluralismus, jene Vielfalt der Stimmen, die nun auch den europäischen Kontinent verwirre. Und obwohl dem Satiriker bewusst ist, dass er auf verlorenem Posten kämpft, gehorcht er dem Dämon, der seine Lebensfäden zieht. Denn die Fantasie wendet sich von den Entmenschten jenem Schönheitswesen zu, „das gegen die unerbittliche Wut der Zeit seine Trümmer verteidigt“³⁵.

³¹ Ebd., S. 373.

³² Kraus, *Untergang der Welt durch schwarze Magie*, S. 218.

³³ Ebd., S. 219.

³⁴ Ebd.

³⁵ Ebd.

Wenn es im Krausschen Werk eine Figur gibt, in der sich jenes zersetzende Konglomerat der modernen Welt musterhaft repräsentiert, dann heißt sie Hermann Bahr. Seit den Jugendjahren verkörpert der Wortführer Jung-Wiens die haltlösende Kraft des empirischen Fortschritts, steht als abschreckendes Exempel für das, was diese Modernisierung aus einem macht. Bahr hatte metaphysische Begriffe wie Wahrheit, Sein und Subjekt verabschiedet, trat in vermeintlicher Gefolgschaft Nietzsches für ein ewiges Werden ein, das von der quälenden Pflicht der Verantwortung befreie und die Tür zu einem angstlosen, auf den Augenblick gerichteten Dasein öffne, in dem Kritik und Vernunft wie neurotische Zwänge anmuten. Im Gegensatz zu Kraus begrüßte sein Antipode die Unrettbarkeit persönlicher Identität, die sich in Ernst Machs Analyse³⁶ in Empfindungen aufgelöst hatte:

*Das Ich ist unrettbar. Die Vernunft hat die alten Götter umgestürzt und unsere Erde entthront. Nun droht sie, auch uns zu vernichten. Da werden wir erkennen, daß das Element unseres Lebens nicht die Wahrheit ist, sondern die Illusion. Für mich gilt, nicht was wahr ist, sondern was ich brauche, und so geht die Sonne dennoch auf, die Erde ist wirklich und Ich bin Ich.*³⁷

Hermann Bahr erscheint im Spiegel der *Fackel* als Antizipation des Postmodernisten, eines Menschen also, der vor der Diktatur des Verstandes, dem Totalitarismus der Aufklärung in eine sinnliche Welt flüchtet, in der sich Dinge nach individuellen Bedürfnissen richten, Geschichte als Kramladen dient, der für jede Situation die pas-

sende Haltung bereithält. Was dieser „Proteus“³⁸ als Manifeste der Kunst präsentierte, als Ausdruck permanenter Veränderung, stellte sich für Kraus als Assimilation an den sich wandelnden Zeitgeist dar.

Im Ensemble des Wiener *Fin de Siècle* scheint es tatsächlich nur einen Zarathustra gegeben zu haben, nur einen Dandy³⁹, der imstand war, sich selbst zu erfinden, allen Konformismen zu entgehen, tradierte Moralvorstellungen zu demontieren, ohne die kritische Arbeit aufzugeben; ja der die Kongruenz von Kritik und Leben erkannte, wie Robert Musils „Mann ohne Eigenschaften“ in fluktuierender Existenz die Einheit der Persönlichkeit infrage stellte. Also sprach Peter Altenberg: „Der ‚Einzig‘ sein ist wertlos, eine armseelige Spielerei des Schicksals mit einem Individuum. [...] Wahre Individualität ist, das im voraus allein zu sein, was später alle, alle werden müssen!“⁴⁰ Adorno sah in diesem Künstlerleben daher kein romantisches *L'art pour l'art*, sondern kritische Prophetie, in der Nerven negativ jene Reize abwehren, die nicht mit Ansprüchen korrespondieren. „Mit solcher Kritik schlagen bei Altenberg Aesthetentum, Impressionismus und Dekadenz um in eine subjektive Technik zur Vorwegnahme besserer gesellschaftlicher Zustände.“⁴¹ Auch Karl Kraus hatte dies Anderssein des befreundeten Poeten erkannt, der Angst als aktive Kraft interpretierte, aus der sich Fantasie schöpfen lässt – jene glaubhaft postmoderne Weise, in einer babylonischen Welt zu leben, die er, der aufklärende Kantianer, wohl als hoffnungsvoll begreifen, aber nicht nachvollziehen konnte: „Treue im Unbestand, rücksichtslose Selbstbewahrung im Wegwurf, Unverkäuflichkeit in der Prostitution.“⁴²

Simon GANAHL (1981)

Geboren in Bludenz, studierte in Wien und Hamburg Kommunikationswissenschaft, Germanistik, Politikwissenschaft und Philosophie. Für den Herbst 2005 ist die Aufnahme eines Doktoratsstudiums geplant.

Neben dem Studium journalistische Publikationen (Berichte, Reportagen und Rezensionen) in den Tageszeitungen „Der Standard“ und „Vorarlberger Nachrichten“ sowie dem Nachrichtenmagazin „profil“.

³⁶ Vgl. dazu Ernst Mach: *Antimetaphysische Vorbemerkungen*. Abgedruckt in Kurt Rudolf Fischer (Hrsg.): *Das goldene Zeitalter der Österreichischen Philosophie*. Wien 1995, S. 93-116.

³⁷ Hermann Bahr: *Das unrettbare Ich*. In: Gotthart Wunberg (Hrsg.): *Die Wiener Moderne. Literatur, Kunst und Musik zwischen 1890 und 1910*. Stuttgart 1981, S. 148.

³⁸ Karl Kraus: *Zur Ueberwindung des Hermann Bahr*. In: *Frühe Schriften*. Bd. 1. Hrsg. v. Johannes J. Braakenburg. München 1979, S. 107.

³⁹ Vgl. zu dieser Interpretation des Dandyismus Michel Foucault, *Was ist Aufklärung*, S. 44f.

⁴⁰ Peter Altenberg: *Auswahl aus seinen Büchern von Karl Kraus*. Frankfurt a. M. 1997, S. 135f.

⁴¹ Theodor W. Adorno: *Physiologische Romantik*. In: *Frankfurter Zeitung*, 16.2.1932, S. 2.

⁴² Karl Kraus: *Rede am Grabe Peter Altenbergs*. In: Peter Altenberg, *Auswahl aus seinen Büchern von Karl Kraus*, S. 521.

Ein „einsamer“ Wissenschaftler?

Erich Everth und das Leipziger Institut für Zeitungskunde zwischen 1926 und 1933. Ein Beitrag zur Bedeutung des Biographischen für die Geschichte der Zeitungswissenschaft

Erik Koenen

1. Aufriss

Der Wissenschaftshistoriker und -soziologe Terry N. Clark beschreibt fünf „Stadien wissenschaftlicher Institutionalisierung“: den einsamen Wissenschaftler, Amateurwissenschaft, entstehende akademische Wissenschaft, etablierte Wissenschaft und Big Science.¹

Anhand der ersten vier Stadien dieser Systematisierung kann man die generelle institutionelle Entwicklung des Faches Zeitungswissenschaft bis 1933 darstellen.² Aber geht man ferner auf die Ebenen der Akteure, der Institute sowie der wissenschaftlichen Leistungen und Ressourcen ein, so zeigt sich eine „erhebliche professionelle Anomie“³ in der Institutionalisierung der Zeitungswissenschaft: Ausbildung und Lehre an den einzelnen Instituten waren lokal organisiert, die Arbeitsbedingungen und -möglichkeiten waren desolat und miserabel, zu den Aufgaben, Wegen und Zielen des Faches wurde bei seinen Vertretern kein Konsens erreicht, sie forschten meist einsam für sich und vernetzten wissenschaftliche Leistungen wenig miteinander.⁴

Ein Beispiel:⁵ Der Journalist Erich Everth hat 1926 als Nachfolger von Karl Bücher einen Ruf an das Leipziger Institut für Zeitungskunde bekommen und dort das erste, für die weitere Etablierung und Formierung des Faches wichtige Ordinariat für Zeitungswissenschaft in Deutschland übernommen. Betrachtet man die kärglich überlieferten, primären Quellenreste zu Everths zeitungswissenschaftlichem Wirken, so ist zu bemerken, dass er in dieser äußerst fachrelevanten Position nur gelegentliche persönliche Kontakte

mit seinen Kollegen in Berlin, München, Freiburg, Nürnberg, Halle, Heidelberg, Köln oder Münster pflegte. Umgekehrt blieb sein eigentliches wissenschaftliches Anliegen, an der Frage der kognitiven Identitätsfindung des Faches orientiert, der Zeitungswissenschaft ein exklusives Erkenntnisobjekt zu offerieren, von den meisten seiner Kollegen unreflektiert.

Abgesehen des Materialobjekts „Presse“, das eine erste, formale Gemeinsamkeit des Faches Zeitungswissenschaft definierte, existierte kein einigendes und identitätsstiftendes Formalobjekt.⁶ Bereits in der Leipziger Antrittsvorlesung „Zeitungskunde und Universität“ (1926) machte Everth auf dieses Defizit aufmerksam und entwickelte die Konturen seiner originären Konzeption: Den Journalismus in seiner allgemeinsten Funktion als Vermittler zwischen Gesellschaft und Öffentlichkeit zu sehen, war seine Anregung für die Bündelung des materialen Gegenstandsfeldes und die Begründung einer spezifischen Gegenstandsperspektive der Zeitungswissenschaft. Entsprechend charakterisierte er „Presse“ und „Zeitung“ nicht als materiale, sondern soziale Formen, die mit ihrer weiteren Umwelt in Wechselwirkung stehen.⁷

Es ist für die Beurteilung des kognitiven und sozialen Institutionalisierungsstatus des Faches in der Zeit der Weimarer Republik wichtig zu fragen, warum sich Everth damit gegenüber anderen, konkurrierenden Ansätzen und Ideen nicht behaupten und seine Konzeption durchsetzen konnte – was dann auf die allgemeine Frage nach den Gründen für die Ablehnung, die Diversifikation, den Progress, die Sanktionierung oder die

¹ Terry N. Clark: *Die Stadien wissenschaftlicher Institutionalisierung*. In: Peter Weingart (Hrsg.): *Wissenschaftssoziologie II. Determinanten wissenschaftlicher Entwicklung*. Frankfurt a.M. 1974, S. 105-121.

² Rüdiger vom Bruch: *Einleitung zu: ders./Otto B. Roegel (Hrsg.): Von der Zeitungskunde zur Publizistik. Biographisch-institutionelle Stationen der deutschen Zeitungswissenschaft in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt a.M. 1986, S. 1-30 gliedert die institutionelle Entwicklung der Zeitungswissenschaft in eine Vor-, Früh-, Etablierungs- und Formierungsphase.

³ Clark, *Die Stadien wissenschaftlicher Institutionalisierung*, S. 110.

⁴ Vgl. Stefanie Averbek: *Kommunikation als Prozess. Soziologische Perspektiven in der Zeitungswissenschaft*. Münster 1999, S. 43-101; hier S. 43.

⁵ Vgl. Hans Bohrmann/Arnulf Kutsch: *Pressegeschichte und Presstheorie. Erich Everth (1878-1934)*. In: *Publizistik* 24. Jg. (1979), Heft 3, S. 386-403.

⁶ Vgl. Stefanie Averbek/Arnulf Kutsch: *Thesen zur Geschichte der Zeitungs- und Publizistikwissenschaft 1900-1960*. In: *Medien & Zeit* 17. Jg. (2002), Heft 2-3, S. 57-66; S. 58, S. 60.

⁷ Erich Everth: *Zeitungskunde und Universität. Antrittsvorlesung, gehalten am 26. November 1926*. Jena 1927.

Verzögerung methodischer und theoretischer Innovationen in der Entwicklung der Zeitungswissenschaft hinweist.

Aus den disparaten Entstehungsmilieus der Zeitungswissenschaft resultierte ein heute kaum mehr zu entwirrendes Gemenge von auseinanderlaufenden, ungleichen und unterschiedlichen Interessen, Motiven und Zielen, in das die „beteiligten Gelehrten“ und die „mitwirkenden Personen des Verleger- und Pressewesens“ eingebunden waren.⁸ Sicher beschäftigte man sich mit ähnlichen Fragen und Problemen, doch war man dabei nicht zuerst an der Etablierung eines gemeinsamen identitätssiftenden Kanons von fachlich leitenden Erkenntnisinteressen und institutionellen Normen interessiert, der in gegenseitiger Anerkennung und letztlich in der wissenschaftlichen Reputation des Faches und seiner Vertreter mündete, sondern ließ sich ebenso von kleinlichen Animositäten und Intrigen, persönlichen Interessen und Konkurrenzen wie konfessionellen oder politischen Motivationen und Werten leiten.

Erst in der Folge des Berliner „Siebenten Deutschen Soziologentages“ zum Thema „Presse und öffentliche Meinung“ (1930) entfaltete sich, getragen von einigen wenigen Nachwuchswissenschaftlern, ein interdisziplinäres Adaptions- und Rezeptionsmilieu zwischen Soziologie und Zeitungswissenschaft, in das manches von den Ideen und Konzepten Everths wieder einfluss.⁹

Damit bestätigt sich das bei Stefanie Averbek gezeichnete Bild von der Zeitungswissenschaft in der Weimarer Republik: Sie blieb oftmals Einzelforschung ohne inhaltliche oder organisatorische Kooperationen. Die „einsamen“ Wissenschaftler dominierten, trotz Fortschritten in der Institutionalisierung, in dieser Zeit die Zeitungswissenschaft.¹⁰ Und das lenkt den Blick auf eine Fachgeschichte, die die Bedeutung der Akteure, deren Biographien und ihr Handeln in wissenschaftlichen Milieus und Prozessen für die Entwicklung der Ideen- und Sozialgestalt der Zeitungswissenschaft in den Mittelpunkt rückt.

2. Fachgeschichte – Lebensgeschichte – Theoriegeschichte

Hans Bohrmann und Arnulf Kutsch charakterisieren die Geschichte der Zeitungswissenschaft bis 1933 als eine „Geschichte ihrer Fachvertreter.“¹¹ Das spiegelt sich auch in der jüngeren Fachgeschichtsschreibung wider, die die Geschichte der einzelnen zeitungswissenschaftlichen Einrichtungen und Institute meist entlang der Lebensgeschichte, des Lebensweges und des Lebenswerks der beteiligten Personen schreibt.¹² Es ist dann allerdings um so verwunderlicher, dass die Anlage, der Ertrag, die Fragen, die Schwierigkeiten, die Reichweite und die Systematik des biographischen Ansatzes in der Fach- und Theoriegeschichte nur gelegentlich diskutiert werden.¹³ Meist bedienen sich die „biographisch-institutionellen“ Studien einer Reihe an Determinanten, die von biographischen Elementen (besonders Faktoren der primären und sekundären Sozialisation) zu wissenschaftsinternen (bspw. Aufbau, Lehre, Forschung, Struktur und Ressourcen von Instituten) und -intervenierenden Momenten (u.a. Gesellschaft, Staat, Medien, Politik, Wirtschaft) reicht. Aber dabei bleiben bedeutsame methodische Fragen eines biographischen Zugangs zur Fach- und Theoriegeschichte schlichtweg offen: Darf man von der Biographie und der Sozialisation eines Wissenschaftlers auf seine wissenschaftlichen Interessen und Perspektiven schließen? Was bringt die Entschlüsselung biographischer Kontexte der Fach- und Theoriegeschichte, wo liegen der Gewinn und die Grenzen? Wie kann man die Wechselwirkung zwischen biographischen Erfahrungselementen und wissenschaftlichen Ideen und Leistungen rekonstruieren?

Lothar Peter hat diese Fragen für die Geschichte der Soziologie aufgeworfen und darauf hingewiesen, dass biographische Momente nicht an sich, sondern nur insofern sie Faktoren der „Produktion“ wissenschaftlicher Erkenntnisse sind, eine Relevanz für die Fach- und Theoriegeschichte erlangen können: Sie haben dabei erstens eine

⁸ Vgl. vom Bruch, *Einleitung*, S. 13f., S. 19f., S. 20.

⁹ Vgl. Averbek, *Kommunikation als Prozess*, S. 76-91.

¹⁰ Vgl. ebd., S. 43f.

¹¹ Bohrmann/Kutsch, *Pressegeschichte und Pressetheorie. Erich Everth (1878-1934)*, S. 386.

¹² Vgl. Averbek/Kutsch, *Thesen zur Geschichte der Zeitungs- und Publizistikwissenschaft 1900-1960*, S. 58.

¹³ Vgl. vom Bruch, *Einleitung*; Arnulf Kutsch: *Zur Bedeutung von Archivalien für die Historiographie der Zeitungswissenschaft*. In: Fachgruppe Presse-, Rundfunk- und Filmarchivare im Verein Deutscher Archivare (Hrsg.):

Entwicklungsperspektiven zukünftiger Informationssysteme. München/New York/London/Paris 1983, S. 213-232, S. 224f.; Michael Meyen/Maria Löblich: *Warum Institutsgeschichte, warum Bausteine, warum gerade diese?* Einleitung zu: dies. (Hrsg.): *80 Jahre Zeitungs- und Kommunikationswissenschaft in München. Bausteine zu einer Institutsgeschichte*. Köln 2004, S. 9-19, S. 12ff.; Maria Löblich: *Das Menschenbild in der Kommunikationswissenschaft*. Otto B. Roegele. Münster 2004, S. 14-17.

„mitgestaltende“ Funktion in Bezug auf charakteristische Dispositionen in der Auswahl, Bearbeitung, Entwicklung und Zielsetzung wissenschaftlicher Fragen, Ideen, Interessen, Perspektiven und Themen sowie zweitens in Bezug auf spezifische Eigenschaften und Kompetenzen in der Kommunikation in wissenschaftlichen Diskursen und Milieus.¹⁴

Ähnlich bewerten Stefanie Averbek und Arnulf Kutsch in ihrer Forschungssystematik zur Geschichte der Zeitungs- und Publizistikwissenschaft die Bedeutung und Berücksichtigung von Akteuren und biographischen Momenten: „Hier zeigt sich die Verschränkung von Ideen- und Sozialgestalt, vermittelt insbesondere über die Motivation der Forschenden, in hohem Maße.“¹⁵

3. Biographische Orientierung: Erich Everth (1878-1934)

Ausgehend von diesen ersten orientierenden Hinweisen möchte ich nun die Tragfähigkeit und die Reichweite des biographischen Ansatzes für die Fach- und Theoriegeschichte der Zeitungswissenschaft weiter erörtern und zu Erich Everth zurückkommen.

Erich Everth,¹⁶ am 3. Juli 1878 in Berlin geboren, begann nach dem Abitur an den Universitäten Berlin und Leipzig Rechtswissenschaft, Geschichte, Philosophie, Kunstwissenschaft und Philosophie zu studieren. In Berlin gehörten Gelehrte wie die Philosophen Eduard von Hartmann (1842-1906) und Friedrich Paulsen (1846-1908) sowie die Kunsthistoriker Heinrich Wölfflin (1864-1945) und Max Dessoir (1867-1947) zu seinen Lehrern. Angeregt von Dessoir, arbeitete Everth vornehmlich an ästhetisch-kunstphilosophischen Fragen und reichte 1908 eine Promotionschrift zu dieser Thematik an der Universität Leipzig bei dem Philosophen August Schmarsow (1853-1936) und dem Kunsthistoriker Johannes Volkelt (1848-1930) ein. Am 6. Mai 1909 erwarb er dort an der Philosophischen Fakultät für seine Arbeit „Der Bildrahmen als ästhetischer Ausdruck von Schutzfunktionen“ die Doktorwürde.

Mit seiner Antrittsvorlesung wollte Everth den Bedenken von Journalisten, Verlegern und Zeitungswissenschaftlern entgegenwirken.

Aus finanziellen Gründen scheiterte der Versuch einer Habilitation in dieser Richtung. Doch blieb er diesem Gegenstandsfeld insofern treu, als er in den folgenden Jahren kontinuierlich zu Fragen und Themen der Ästhetik, der Kunst und der Literatur publizierte.

Hauptberuflich arbeitete Everth nach seinem Studium als Journalist anderthalb Jahrzehnte für große deutsche Zeitungen: Erst war er als Feuilletonist bei der in Essen erscheinenden alldeutschen und industriellenfreundlichen *Rheinisch-Westfälischen Zeitung* sowie als Korrespondent der konservativen *Magdeburgischen Zeitung* in Berlin beschäftigt.

Gegen Ende des Ersten Weltkrieges und in der Weimarer Republik war er dann nacheinander Hauptschriftleiter und Ressortleiter bei dem *Leipziger Tageblatt*, der *Vossischen Zeitung*, der *Deutschen Allgemeinen Zeitung* sowie als Korrespondent des *Berliner Tageblatts* in Wien tätig.

Als man Everth 1926 auf den gerade errichteten zeitungswissenschaftlichen Lehrstuhl an die Universität Leipzig berufen hat, konnte er nur auf sein geisteswissenschaftliches Studium, seine Beschäftigung mit ästhetischen, kunst- und literaturwissenschaftlichen Gegenständen sowie seine journalistische Tätigkeit verweisen. Insofern gaben sich die alten und die neuen Kollegen abwartend, irritiert und überrascht. Seine Berufung verband man ebenso in journalistischen wie in wissenschaftlichen Kreisen mit dem Ausbau und der Beförderung einer mehr oder weniger praktizistischen Perspektive in der Zeitungswissenschaft.

Mit seiner Antrittsvorlesung wollte Everth diesen Bedenken und Vorstellungen von Journalisten, Verlegern und Zeitungswissenschaftlern entgegenwirken. Entsprechend präsentierte er ein klares Programm und setzte den Schwerpunkt gerade nicht in der Ausbildung von Journalisten, sondern in der Forschung und Lehre. Seine Aufgabe sah er dabei insbesondere in der Schärfung der begrifflichen und methodologischen Ausgangslage und der wissenschaftlichen Erkenntnisziele des Faches.

¹⁴ Lothar Peter: *Warum und wie betreibt man Soziologiegeschichte?* In: *Jahrbuch für Soziologiegeschichte* 1997/98, S. 9-64; S. 33-40.

¹⁵ Averbek/Kutsch, *Thesen zur Geschichte der Zeitungs- und Publizistikwissenschaft 1900-1960*, S. 57.

¹⁶ Vgl. Universitätsarchiv Leipzig, Philosophische Fakultät, Promotionsakte Nr. 943; Erich Everth; Personalakte Nr. 448; Erich Everth; Bohrmann/Kutsch, *Pressegeschichte und Pressetheorie. Erich Everth (1878-1934)*.

4. Journalismus und Zeitungswissenschaft: Fragen und Thesen

Erich Everth, der vor seiner Berufung allein am Rande, tagesaktuell und publizistisch orientiert, zu Fragen und Themen von Öffentlichkeit, Pressewesen und Zeitungswissenschaft Stellung nahm,¹⁷ veröffentlichte seinen ersten, genuin zeitungswissenschaftlichen Aufsatz in einer Sondernummer der Verbandszeitschrift des Reichsverbandes der deutschen Presse – *Deutsche Presse* – zum Thema „Zeitungskunde und journalistische Berufsbildung“. Für Everths Weg in die Zeitungswissenschaft ist dieser kleine Beitrag mit dem Titel „Was kümmert Zeitungskunde den Presseemann?“ programmatisch zu verstehen:¹⁸ Ausgehend von der beobachteten „Unkenntnis“ bei einem Gros der „Zeitungleser“ und „Zeitungstheoretiker“ gegenüber der „Natur der Zeitung“ verweist er darauf, dass es für die Aus- und Vorbildung im Journalismus und eine Theorie der Presse nur „ersprießlich“ und „produktiv“ sein kann, wenn hier vermehrt die „praktischen Erfahrungen“ derer Eingang finden, die in diesem Metier wirken.¹⁹

Damit griff Everth nicht allein einen Gedanken im Ausbildungskonzept des Leipziger Institutsgründers Karl Bücher (1847-1930) auf, sondern wirkte zugleich dem Zweifel um die eigene Qualifikation für die Zeitungswissenschaft entgegen:²⁰ Aufgrund einer fast anderthalb Jahrzehnte umfassenden journalistischen und publizistischen Tätigkeit hat ein – hier beschreibt er sich selbst – „im praktischen Beruf ergrauter Professor“ und Zeitungsfachmann zur „Beschäftigung mit der

Theorie“ der Presse eben genauso viel, wenn nicht mehr, beizutragen wie ein weltfremder Zeitungstheoretiker.

Folgt man den Hinweisen, dass bei einer sich etablierenden Disziplin von dem besonderen Einfluss der einzelnen Fachvertreter auszugehen ist,²¹ so formuliere ich als Annahme und Fragen:

All seine Erfahrungen in der journalistischen Praxis nutzte Erich Everth als eine Quelle für die Ausgestaltung seines zeitungswissenschaftlichen Ausbildungs- und Forschungsprogramms.

Was sind dies für Erfahrungen und Vorstellungen, die bei Everth ebenso in sein journalistisches Ausbildungskonzept wie in seine zeitungswissenschaftliche Theorie einfließen? Wann, wie und wo werden sie von ihm weiter reflektiert?

Dabei berühren meine Annahme und Fragen zugleich ein ideengeschichtliches Forschungsproblem in der Entwicklung der Zeitungswissenschaft:

Inwiefern bildeten und formten individuelle Erfahrungen und strukturelle Entwicklungen im journalistischen Feld den Kontext für eine wissenschaftliche Reflexion von Journalismus und Presse?

Die Zeitungswissenschaft entwickelte sich in Deutschland (ab 1892), geprägt von den Erkenntnisinteressen, den Denkmotiven und den methodischen und theoretischen Perspektiven einer Reihe von Leitwissenschaften (wie Geschichts-, Literatur-, Staats- und Rechtswissenschaften) als ein primär multiperspektivisch, sekundär kulturwissenschaftlich orientiertes Fach.²² Im Mittelpunkt der Zeitungswissenschaft standen die gesellschaftliche Funktion der Presse

¹⁷ Vgl. bspw. Erich Everth: *Der zukünftige Pressedienst der deutschen Auslandsvertretungen*. In: *Die Gegenwart* 46. Jg. (1917), Heft 21-22, S. 250-253 oder ders.: *Öffentlichkeit*. In: *Leipziger Tageblatt*. Nr. 25, 14.1.1918 (Abendblatt), S. 1-2.

¹⁸ Erich Everth: *Was kümmert Zeitungskunde den Presseemann?* In: *Deutsche Presse* 16. Jg. (1926), Heft 50-51, S. 8-9.

¹⁹ Aus allgemeiner wissenschaftshistorischer Sicht argumentiert Everth hier mit dem neuen „Forschartypus“ des „Experten“, der in der Weimarer Republik immer mehr an Relevanz gewinnt. Vgl. Margit Szöllösi-Janze: *Die institutionelle Umgestaltung der Wissenschaftslandschaft im Übergang vom späten Kaiserreich zur Weimarer Republik*; Jonathan Harwood: *Forschartypen im Wandel 1880-1930*. In: Rüdiger vom Bruch/Brigitte Kaderas (Hrsg.): *Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts*. Stuttgart 2002, S. 60-74 und 162-168.

²⁰ Vgl. bspw. die Reaktionen *Zeitungswissenschaftlicher Lehrstuhl in Leipzig*. In: *Deutsche Presse* 16. Jg. (1926), Heft 40-41, S. 22 oder Prof. Dr. Erich Everth. In: *Zeitungswissenschaft* 1. Jg. (1926), Heft 11, S. 177.

²¹ Vgl. Michael Meyen: *Wer wird Professor für Kommunikationswissenschaft und Journalistik? Ein Beitrag*

zur Entwicklung einer Wissenschaftsdisziplin in Deutschland. In: *Publizistik* 49. Jg. (2004), Heft 2, S. 194-206; S. 194.

²² Vgl. Averbeck/Kutsch, *Thesen zur Geschichte der Zeitungs- und Publizistikwissenschaft 1900-1960*, S. 58, 59. Vgl. zum Begriff und zum Programm der Kulturwissenschaften Rüdiger vom Bruch/Friedrich Wilhelm Graf/Gangolf Hübinger: *Kulturbegriff, Kulturkritik und Kulturwissenschaften um 1900. Einleitung* zu: dies. (Hrsg.): *Kultur und Kulturwissenschaften um 1900. Krise der Moderne und Glaube an die Wissenschaft*. Wiesbaden 1989, S. 9-24; Gangolf Hübinger/Rüdiger vom Bruch/Friedrich Wilhelm Graf: *Idealismus – Positivismus. Grundspannung und Vermittlung in Kultur und Kulturwissenschaften um 1900. Einleitung* zu: dies. (Hrsg.): *Kultur und Kulturwissenschaften um 1900 II. Idealismus und Positivismus*. Stuttgart 1997, S. 9-23. Für die Einordnung der Zeitungswissenschaft in die Kulturwissenschaften sprechen die zwei frühen, fachgeschichtlich zentralen Publikationen von Emil Löbl: *Kultur und Presse*. Leipzig 1903 und Karl Bücher: *Das Zeitungswesen*. In: Paul Hinneberg (Hrsg.): *Die Kultur der Gegenwart, ihre Entwicklung und ihre Ziele. Bd. 1: Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart*. Leipzig 1906, S. 481-517. Eine konkrete Fruchtbarmachung dieses Konzepts für die Geschichte der Zeitungswissenschaft steht noch aus.

und deren strukturelle Wirkungen auf die Gesellschaft. Dem folgten – immer bezogen auf das Materialobjekt „Presse“ – erstens die bevorzugten Gegenstände, deren Explikation und Konzeption: Beschreibung der „Eigengesetzlichkeit“ und der „Wesensmerkmale“ der Presse (Medienzentrierung) sowie Bestimmung des Verhältnisses zwischen aktiven „publizistischen Persönlichkeiten“, ihren Mitteilungen und einem passiven Massenpublikum (Kommunikatorzentrierung). Hierauf gründete zweitens ein elitäres und hierarchisches, monologisches und massenpsychologisches Verständnis von Kommunikation und Wirkung: Mitteilungen werden über das Medium Presse vom Kommunikator an die Rezipienten weitergegeben, die Inhalte der Mitteilungen und ihre Wirkungen werden als vom Kommunikator festgelegt und gleichgesetzt gedacht.²³

Auch wenn damit die Annahme nahe liegt, dass in diesem zeitungswissenschaftlichen Erklärungs- und Erkenntnisangebot mit der wechselseitigen Bedingung und Verknüpfung von Inhalten, Kommunikatoren und Presse der Erforschung des journalistischen Feldes ein zentraler Stellenwert zukam, so ist zu konstatieren, dass das Fach und seine Vertreter lediglich an einer historisch-monographischen Erforschung von Journalismus und Presse und keiner sozialwissenschaftlichen Untersuchung von Journalismus interessiert waren.²⁴ Man erkannte die Bedeutung und Funktion von Journalisten und Publizisten bei der Koordination der modernen Gesellschaft und für die Orientierung in einer pluralen Öffentlichkeit, insbesondere ihre Verantwortung in dem Dreieck Presse, Politik und Öffentlichkeit, aber reduzierte diese Einsicht zumeist auf ethische, normativ-ontologische und subjektivistische Annahmen und Vorstellungen: Erstens die Annahme einer journalistischen Begabungsideologie, zweitens die Mutmaßung eines hohen journalistischen Berufsethos und die Unterstellung einer großen sozialen

Verantwortlichkeit von Journalisten sowie drittens die Vorstellung von Journalismus als das alleinige Handeln, Tun und Werk einiger begabter und talentierter „publizistischer Persönlichkeiten“ (Emil Dovifat) ohne die weitergehende Berücksichtigung von gesellschaftlichen Bedingungen und organisatorischen Bezügen.²⁵

Aus ideengeschichtlicher Sicht wurden die Elemente und Komponenten dieser *ethisch-normativen Journalismuskonzeption* den am Ende des 19. Jahrhunderts erforderlich gewordenen, standespolitischen Strategien, Semantiken und Rhetoriken zur Formierung des Berufsfeldes Journalismus und Presse und zur Konsolidierung des Berufsprestiges der einzelnen Journalisten entlehnt. Dieser normative Rahmen hinderte die Zeitungswissenschaft an der Begründung eines eigenen Erkenntnisinteresses am Journalismus und von stringenten Forschungsperspektiven zur Ergründung des journalistischen Feldes.²⁶

Angefangen mit den sog. „Berufspraktikern“ wurde das ideengeschichtliche Spektrum von Journalismuskonzeptionen in der Zeitungswissenschaft neben standespolitischen Rhetoriken um Reflexionen zur journalistischen Praxis ergänzt. Die einzelnen Arbeiten der sog. „Praktikerliteratur“ sind in ihren Inhalten und Intentionen weit gespannt: Sie gehen in weiten Teilen auf Fragen der allgemeinen journalistischen Berufskunde ein, liefern Beschreibungen von Redaktionsalltag und Verlagspraxis und erörtern zudem journalismus- und zeitungswissenschaftliche Probleme.²⁷ Insgesamt zeigt die Durchsicht dieser Publikationen: Immer erweitern sie, mit dem Blick auf und unter dem Eindruck der journalistischen Erfahrung, die *ethisch-normative Journalismuskonzeption* der Standespolitik um explizit reflexive Momente.

Aus sozialgeschichtlicher Sicht ist zu beobachten, dass von den Fachvertretern der ersten und der zweiten Generation nicht wenige als Journalisten

²³ Vgl. die Idealkonzeption der sog. „Konservativen Dogmatik“ in der Weimarer Zeitungswissenschaft von Aeverbeck, *Kommunikation als Prozess*, S. 31ff., S. 145-173.

²⁴ Vgl. Achim Baum: *Journalistisches Handeln. Eine kommunikationstheoretisch begründete Kritik der Journalismusforschung*, Opladen 1994, S. 114-131; Frank Böckelmann: *Journalismus als Beruf. Bilanz der Kommunikatorforschung im deutschsprachigen Raum von 1945 bis 1990*, Konstanz 1993, S. 31-36.

²⁵ Vgl. Martin Löffelholz: *Theorien des Journalismus. Entwicklungen, Erkenntnisse, Erfindungen. Eine meta-theoretische und historische Orientierung*. In: ders. (Hrsg.): *Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch*. Wiesbaden 2000, S. 15-60; ders.: *Journalismuskonzepte. Eine synoptische Bestandsaufnahme*. In: Irene Neverla/Elke Grittmann/Monika Pater (Hrsg.): *Grundlagentexte zur Journalistik*. Konstanz 2002, S. 35-51; Manfred Rühl:

Theorie des Journalismus. In: Roland Burkart/Walter Hömberg (Hrsg.): *Kommunikationstheorien. Ein Textbuch zur Einführung*. Wien 2004, S. 117-140.

²⁶ Vgl. Joachim Heuser: *Zeitungswissenschaft als Standespolitik. Martin Mohr und das „Deutsche Institut für Zeitungskunde“ in Berlin*. Münster/Hamburg 1994, S. 27-35; Petra Klein: *Die Positionen der Zeitungsverleger und -redakteure zur Journalistenausbildung zwischen Jahrhundertwende und Erstem Weltkrieg*. Magisterarbeit. Leipzig 1997.

²⁷ Vgl. Otto Groth: *Die Geschichte der deutschen Zeitungswissenschaft. Probleme und Methoden*. München 1948, S. 301-331; Sieglinde Osang: *Vom freien Beruf des Journalisten. Eine Inhaltsanalyse journalistischer Praktikerliteratur von 1900 bis 1930*. Diss. phil. Salzburg 1977; Sylke Müller: *Deutsche Presselehbücher 1890-1918. Ein Literaturbericht*. Diplomarbeit. Leipzig 1990.

oder wenigstens mit langjährigen journalistischen Erfahrungen den Weg in die Zeitungswissenschaft gingen – hier liegt eine intellektuelle Wurzel der Zeitungswissenschaft. Ich nenne einige wenige bekanntere Persönlichkeiten: Karl Bücher, Martin Mohr (1867-1927), Leo Benario (1875-1947), Kurt Baschwitz (1886-1968), Emil Dovifat (1890-1969) und Erich Everth. Sie entwickelten aus ihren journalistischen Erfahrungen heraus alle eine eigene Vorstellung von Journalismus, man vergleiche nur die Konzeptionen von Baschwitz, Dovifat oder Everth. Diese sind jeweils zwischen den Vorstellungen von Praktikern und Standespolitikern zu verorten.

Genau dieser Konnex der beruflichen journalistischen und publizistischen Erfahrungen und der Reflexion des journalistischen Handelns späterer Zeitungswissenschaftler und die Relevanz dieser Erfahrungen für die fachliche Ausbildung, Lehre und Forschung ist bislang lediglich am Rande erforscht und untersucht worden.²⁸

Bei dem breiten journalistischen und publizistischen Schaffen sowie dem originären zeitungswissenschaftlichen Werk bietet sich eine Beschäftigung mit der Biographie von Erich Everth an, um solche Fragen an dieser Stelle wenigstens in zwei Thesen zu vertiefen:

1. Auf einer pragmatischen Ebene: Es ist anzunehmen, dass die journalistischen Erfahrungen Everths sein Verständnis von journalistischer Aus- und Vorbildung prägten. Die drei Komponenten waren Berufsvorbereitung, Presseethik und Zeitungskompetenz.

Die Presseethik war der Anteil Everths und sie meinte nicht die Vermittlung eines festen Kanons von Tugenden im Sinne der Standespolitik, sondern sie wollte bei den angehenden Journalisten zum Verständnis ihrer gesellschaftlichen Funktion beitragen, indem sie am Beispiel konkreter journalistischer Handlungsprobleme die generellen Annahmen, Bedingungen, Folgen und Schwierigkeiten eines verantwortungsvollen journalistischen Handelns reflektierte.

2. Auf einer theoretischen Ebene: Es ist zu vermuten, dass die spezifischen journalistischen Erfahrungen Everths (er war immer als Elite-Journalist bei großen Zeitungen tätig; sein wesentliches Ressort war der politische Journalis-

mus) in der Weimarer Republik (der Journalismus wurde erstmals als gesellschaftliche Instanz zwischen Gesellschaft, Politik und Öffentlichkeit gesehen) seine zeitungswissenschaftlichen Annahmen und Vorstellungen prägten.

Everths „Theorie der Öffentlichkeit und der Interessen“ basiert auf einer funktionalen Vorstellung der Aufgaben und Leistungen der Presse für die moderne Gesellschaft und in einer pluralen Öffentlichkeit.

6. Erfahrungswelten

Im Folgenden möchte ich in groben Zügen auf die bislang kaum erforschte Biographie von Erich Everth eingehen und mit seinen Erfahrungen im Ersten Weltkrieg und im Journalismus in der Weimarer Republik wesentliche biographische Kontexte umreißen, vor dem sein zeitungswissenschaftliches Werk entstanden und zu verstehen ist.

Erster Weltkrieg

Am Anfang des Ersten Weltkrieges als Soldat an der Ostfront, war Erich Everth nach einer Verwundung Referent und Zensor in der Militärverwaltung: Ende 1915 ging er nach Kowno zur Presseabteilung Ober-Ost, die der Pressedezernent Erich Ludendorffs (1865-1937) Friedrich Bertkau (1876-1956) leitete. Im Sommer 1917 ging er zum „Literarischen Dienst“ der Presseverwaltung des Generalgouvernements Warschau, den Martin Mohr (1867-1927) leitete.²⁹

Martin Mohr³⁰ befasste sich bereits seit Anfang des Jahrhunderts mit der Etablierung und Konstituierung eines Faches Zeitungswissenschaft an den Universitäten. Er arbeitete dabei u.a. in den „Zeitungswissenschaftlichen Kommissionen“ des Reichsverbandes der deutschen Presse und des Vereines der deutschen Zeitungs-Verleger und engagierte sich dort für die Entwicklung einer genuinen Fachbildungskonzeption und ihrer Verwirklichung in zeitungswissenschaftlichen Institutionen.

In den Jahren des Krieges nutzte er nun die Situation, um die primären Aufgaben der Presseverwaltung im Generalgouvernement Warschau, die Analyse, Beobachtung und Zensur der deutschen und polnischen Presse, mit zeitungswissenschaftlichen Fragestellungen zu verknüpfen. Wichtige

²⁸ Vgl. bspw. Dieter Anschlag: *Wegbereiter im Exil. Kurt Baschwitz. Journalist und Zeitungswissenschaftler*. Münster 1990; Klaus-Ulrich Benedikt: *Emil Dovifat. Ein katholischer Hochschullehrer und Publizist*. Mainz 1986; Bernd Sösemann (Hrsg.): *Emil Dovifat. Studien und*

Dokumente zu Leben und Werk. Berlin/New York 1998; Bernd Sösemann (Hrsg.): *Fritz Eberhard. Rückblicke auf Biographie und Werk*. Stuttgart 2001.

²⁹ Vgl. Heuser, *Zeitungswissenschaft als Standespolitik*, S. 52.

³⁰ Vgl. ebd., S. 47-50, S. 50-56, S. 57-65.

Ergebnisse waren die „Warschauer Tafeln“ (1917) mit ihren Darstellungen zur Struktur der polnischen Presse sowie seine Denkschrift „Zeitung und neue Zeit“ (1919). In dieser fasste er seine bisherigen organisatorischen Erfahrungen und wissenschaftlichen Vorstellungen zur Konzeption eines zeitungswissenschaftlichen Instituts zusammen, die er 1924 in Berlin mit der Einrichtung des „Deutschen Instituts für Zeitungskunde“ verwirklichte.

Martin Mohrs Denkschrift markierte aber nicht nur „den Durchbruch zur Institutionalisierung“ der Zeitungswissenschaft,³¹ sondern war ebenso einer der ersten Versuche zur Formulierung eines expliziten zeitungswissenschaftlichen Erkenntnisinteresses: Das Erkenntnisobjekt der Zeitungswissenschaft blieb für ihn freilich das Materialobjekt „Presse“, gleichwohl öffnete er deren Erkenntnisperspektive mit einer „funktionellen“ Sichtweise in zwei Richtungen. Erstens erkannte er die spezifische soziale Organisationsstruktur von Journalismus: Der geschäftliche und der technische Apparat, die einzelnen Berichtersteller, Redakteure und Verleger sowie der Vertrieb sind in dem „Unternehmen“ „Zeitung“ zu einer sozialen „Einheit“ verbunden. Zweitens sah er die mannigfaltigen ökonomischen, politischen und sozialen Beziehungen zwischen „Gesellschaft“ und „Zeitung“ und rückte sie „mitten in die Erscheinungen des öffentlichen Lebens.“³² Damit umriss Mohr genau jene „funktionale Perspektive“, die dann originär von Erich Everth und Karl Jaeger (1897-1927) aufgegriffen und weiterentwickelt wurde.³³

Erich Everth, der anderthalb Jahre in der polnischen Presseverwaltung arbeitete, fand mit Martin Mohr und Friedrich Bertkau eine erste persönliche Bande zur Zeitungswissenschaft und pflegte diese Beziehungen nach dem Ende des Krieges weiter.³⁴ Es war mit einiger Sicherheit Martin Mohr, der, in personelle Entscheidungen der kleinen Fachgemeinde eingeweiht, Everth im

Sommer 1926 auf den vakanten zeitungswissenschaftlichen Lehrstuhl in Leipzig hingewiesen hat.³⁵ Friedrich Bertkau promovierte 1928 bei Erich Everth und Walter Goetz (1867-1958) in Leipzig mit seiner Studie „Das amtliche Zeitungswesen im Verwaltungsgebiet Ober-Ost“.³⁶ Bertkau hatte sich, aufgrund seiner jahrelangen praktischen Erfahrungen im Journalismus und im Pressewesen, als späterer Assistent Mohrs und schließlich nach dessen Tod kommissarischer Leiter des „Deutschen Instituts für Zeitungskunde“, eine Chance auf die Nachfolge von Mohr ausgerechnet, scheiterte dabei jedoch an seiner mangelnden wissenschaftlichen Qualifikation für die Zeitungswissenschaft. Anders als bei seinem Fürsprecher Everth lange bei Bertkau sein ebenso reicher Erfahrungsschatz nicht hin, um den Sprung in die erste Riege der Zeitungswissenschaft zu schaffen.³⁷

Journalismus in der Weimarer Republik

Ab Oktober 1917 arbeitete Erich Everth wieder als Journalist und wurde – betrachtet man seine vorherigen Anstellungen als Feuilletonist der *Rheinisch-Westfälischen Zeitung* sowie Korrespondent der *Magdeburgischen Zeitung*, zeigt sich hier ein großer Karrieresprung – Hauptschriftleiter des *Leipziger Tageblatts*.

Die ersten anderthalb Jahre, die er für das *Leipziger Tageblatt* arbeitete, waren einerseits dadurch geprägt, nun auf der anderen Seite der deutschen Pressezensur zu stehen wie die Zeit der deutschen Revolution 1918/19, in der seine Redaktion „wiederholt von sozialistischen Horden besetzt und auf viele Wochen unterdrückt“ wurde.³⁸

Diese Erfahrungen und Everths Erlebnisse im Krieg, von denen er eindrücklich in seiner Schrift „Von der Seele des Soldaten im Felde“ (1915) berichtet, lösten bei ihm einen auffälligen, aber damals nicht ungewöhnlichen Auffassungswandel aus:³⁹ Er vollzog einen politischen Einstellungswandel von einem Gemisch nationallibera-

³¹ Vgl. Hans Bohrmann: *Martin Mohr, Zeitung und neue Zeit*. In: Christina Holtz-Bacha/Arnulf Kutsch (Hrsg.): *Schlüsselwerke für die Kommunikationswissenschaft*. Wiesbaden 2002, S. 317-318; S. 318.

³² Martin Mohr: *Zeitung und neue Zeit. Vorschläge und Forderungen zur wissenschaftlichen Lösung eines sozialen Grundproblems*. München/Leipzig 1919, S. 4-16; S. 4, 10.

³³ Vgl. Arnulf Kutsch/Stefanie Averbek: *Das Fachstichwort: Publizistische Wissenschaft versus Zeitungskunde*. In: dies. (Hrsg.): *Karl Jaeger. Mitteilung statt Medium. Probleme, Methoden und Gegenstände der publizistischen Wissenschaft*. München 2000, S. 259-296; S. 262.

³⁴ Vgl. Hauptstaatsarchiv Dresden, Ministerium für Volksbildung Sachsen, Nr. 10281/135: Erich Everth. Darin: Brief von Erich Everth an Wilhelm Hartnacke, Volksbildungsminister (Leipzig, 18.7.1933), Bl. 110-124; 118.

³⁵ Vgl. Universitätsarchiv Leipzig, Philosophische Fakultät, B 2, 20/12: Professur für Zeitungskunde 1921-1942. Darin: Brief von Erich Everth an Felix Krueger, Dekan (Wien, 22. Juni 1926), Bl. 12.

³⁶ Vgl. Universitätsarchiv Leipzig, Philosophische Fakultät, Promotionsakte Nr. 1438: Friedrich Bertkau.

³⁷ Vgl. Heuser, *Zeitungswissenschaft als Standespolitik*, S. 221f., S. 255-258.

³⁸ Vgl. Hauptstaatsarchiv Dresden, Ministerium für Volksbildung Sachsen, Nr. 10281/135: Erich Everth. Darin: Brief von Erich Everth an Wilhelm Hartnacke, Volksbildungsminister (Leipzig, 18.7.1933), Bl. 110-124; 113.

³⁹ Vgl. Bohrmann/Kutsch, *Pressegeschichte und Pressetheorie. Erich Everth (1878-1934)*, S. 388.

ler, konservativer und monarchistischen Ideen und Positionen zu einem liberal denkenden Demokraten, der die neue Staats- und Rechtsordnung der Weimarer Republik beharrlich und entschlossen vertrat und verteidigte.⁴⁰

Seine Arbeit für das *Leipziger Tageblatt* war dabei entscheidend: Als Hauptschriftleiter äußerte er sich meist in Leitartikeln und prägte mit den rund 450 Aufsätzen und Beiträgen, die er in den sechs Jahren seiner Tätigkeit schrieb, maßgeblich den politischen Standort der Zeitung. Steffen Reichert hat den politischen Richtungswechsel des *Leipziger Tageblatts* unter der redaktionellen Verantwortung von Erich Everth untersucht: „Bis zur Novemberrevolution auf nationalliberalen Positionen stehend, trat das *Leipziger Tageblatt* danach mit liberaldemokratischen Standpunkten für die Weimarer Republik und ihre Verfassung ein. Das *Leipziger Tageblatt* sprach sich für eine Zusammenarbeit mit der reformistischen Arbeiterbewegung und besonders mit der Sozialdemokratie (Unterstützung des Weimarer Koalitionsgedankens) aus. Dagegen lehnte das Blatt alle Versuche zur Zerstörung der Weimarer Koalition auf Länder- und Reichsebene ab und wies alle Angriffe auf die Republik scharf zurück (Kapp-Putsch und Rathenau-Mord). (...) Außenpolitisch forderte die Zeitung die Akzeptierung des Versailler Vertrages und eine Politik der Verständigung vor allem mit den Ententemächten.“⁴¹

Auch in den Redaktionen der *Vossischen Zeitung*, der *Deutschen Allgemeinen Zeitung* und des *Berliner Tageblatts* blieb er seiner in diesen Jahren gefestigten liberalen Orientierung treu. Seine häufigen Redaktionswechsel deuten eher auf eine Abneigung gegen das Lavieren des demokratischen Lagers und seiner Presse in den Krisenmomenten der Weimarer Republik wie eine Unstetigkeit hin.

Insgesamt begleitete Erich Everth mit seinen journalistischen Artikeln das öffentliche Leben und die politische Kultur in Deutschland vom letzten Jahr des Ersten Weltkrieges, der Abdankung des Kaisers und der Ausrufung der Repu-

blik 1918/19 an, über die Konstituierung, die Konflikte und Krisen 1919-23 bis zur Phase der Stabilisierung der Weimarer Republik 1924-26. Liest man seine Artikel heute wieder, so ist immer noch die Akribie auffallend und bemerkenswert, mit der er jederzeit das aktuelle Geschehen beobachtete, sowie sein Engagement und Interesse, mit denen er dieses kommentierte.

Gleichzeitig wandelte sich in der Weimarer Republik der strukturelle Erfahrungskontext, sprich das journalistische Feld, dessen organisatorische, rechtliche und wirtschaftliche Bedingungen, und die journalistische Profession, deren Rolle in Gesellschaft und Öffentlichkeit.⁴²

7. Zeitungswissenschaft

Bei der Auswahl eines Amtsnachfolgers von Karl Bücher als Direktor des Leipziger Instituts für Zeitungskunde und in der Frage der Besetzung des Ordinariats für Zeitungswissenschaft spielten die praktischen Erfahrungen und Kenntnisse sowie die mediale Prominenz der Kandidaten eine gewichtige Rolle. Sowohl Emil Dovifat, Alfred Herrmann (1879-1960) und Erich Everth, die drei letztlichen Kandidaten des Berufungsvorschlags der Philosophischen Fakultät, zeichneten sich neben einem geisteswissenschaftlichen und historischen Studium durch ein exponiertes journalistisches Wirken aus.⁴³

Gleichwohl hatte die Fakultät ihrerseits den „größten Wert“ darauf gelegt, dass „in erster Linie mit Dr. Dovifat verhandelt werde.“⁴⁴ Dass schließlich Erich Everth, der eigentlich nur der dritte Kandidat war, vom Dresdener Kultusministerium zum 1. November 1926 zum Direktor und Ordinarius des Instituts für Zeitungskunde ernannt wurde, hatte „ausschließlich parteipolitische Gründe“.⁴⁵ Der Sächsische Kultusminister hielt – wie er in einer mündlichen Unterredung den Dekan der Philosophischen Fakultät unterrichtete – ebenso Dovifat wie Herrmann für diese Aufgaben „nicht geeignet“, da beide „ausgesprochene Zentrumsleute“ seien:

⁴⁰ 1922 unternahm Everth eine Befragung unter demokratisch gesinnten Professoren, 1931 und 1932 unterscrieb er die Erklärungen des Weimarer Kreises. Vgl. Herbert Döring: *Der Weimarer Kreis. Studien zum politischen Verhalten verfassungstreuer Hochschullehrer in der Weimarer Republik*. Meisenheim am Glan 1975, S. 73-76, S. 257.

⁴¹ Steffen Reichert: *Politische Differenzierungsprozesse in den Leipziger nichtproletarischen Tageszeitungen 1918 bis 1933*. 2 Bde. Diplomarbeit. Leipzig 1989, Bd. 1, S. 14f., S. 19-52, S. 53-67, Bd. 2, S. 1-8; S. 7.

⁴² Vgl. Rudolf Stöber: *Deutsche Pressegeschichte. Einführung, Systematik, Glossar*. Konstanz 2000, S. 113-257.

⁴³ Vgl. Universitätsarchiv Leipzig, Philosophische Fakultät, B 2, 20/12: Professur für Zeitungskunde 1921-1942. Darin: Berufungsvorschlag der Philosophischen Fakultät an das Ministerium für Volksbildung Sachsen (Leipzig, 22. Juli 1926), Bl. 18-24.

⁴⁴ Universitätsarchiv Leipzig, Philosophische Fakultät, B 2, 20/12: Professur für Zeitungskunde 1921-1942. Darin: Berufungsvorschlag der Philosophischen Fakultät an das Ministerium für Volksbildung Sachsen (Leipzig, 22. Juli 1926), Bl. 24.

⁴⁵ Vgl. Heuser, *Zeitungswissenschaft als Standespolitik*, S. 260f.; S. 261.

Es geht doch nicht an, dass wir (...) gerade eine solche Professur mit einem Zentrumsolitiker besetzen lassen, in einer Zeit, da dem Zentrum nahestehende Kräfte auch in Sachsen jede Gelegenheit zu benutzen verstehen, um Männer ihrer geistigpolitischen Farbe auf leitende Beamten- und Berufsstellen zu bringen.⁴⁶

Everth selbst, dem die Debatte zwischen der Philosophischen Fakultät und dem Ministerium erst im Nachhinein zu Ohren kam, verwies in seinem Empfehlungsschreiben prononciert auf seine langjährigen „praktischen Erfahrungen“ und „Erlebnisse“ als „Zeitungsfachmann“ und im „Zeitungsbetrieb“.⁴⁷ All dies, betonte er in Absetzung zu den fachlich prominenteren Kandidaten Dovifat und Herrmann, die bereits eine gewisse Reputation in der Zeitungswissenschaft hatten, „kann durch eine rein theoretische Beschäftigung mit Zeitungsproblemen nicht ersetzt werden und in einer kürzeren Praxis kaum erreicht werden.“⁴⁸ Indes zeigen Everths Antrittsvorlesung „Zeitungskunde und Universität“ (1926) und sein Curriculum „Das Studium der Zeitungskunde an der Universität Leipzig“ (1928), in denen er sein Ausbildungs- und Forschungsprogramm darlegte, dass er sich nicht allein auf „einem großen Reservoir eigenen Erlebens“ ausruhen wollte, sondern vielmehr versuchen wollte, seine „persönlichen Erinnerungen“ zugunsten einer historisch-systematischen Profilierung der Zeitungswissenschaft zu nutzen.⁴⁹

Die besondere Stellung, die das Leipziger Institut für Zeitungskunde mit der Einrichtung der ordentlichen Professur in den Jahren zwischen 1926 und 1933 einnahm, spiegelt sich in den Zahlen der Hochschulstatistik wider: Nicht nur dass das Fach insgesamt unter den Studierenden an Beliebtheit gewann (1928/29: 133, 1932/33: 220 Immatrikulationen), das Leipziger Institut war mit 89 Immatrikulationen (1932/33) das größte Institut des Faches in Deutschland geworden – was auch im Wesentlichen daran lag, dass

man nur an der Universität Leipzig Zeitungswissenschaft im Haupt- und Promotionsfach studieren konnte.⁵⁰

Die Lehre, die Erich Everth anbot, bezog sich hauptsächlich auf die Geschichte der Presse im 19. und 20. Jahrhunderts, die Ethik, Psychologie und Soziologie der Presse, die Organisation, Statistik und Technik der Presse, die begrifflichen Grundlagen des Zeitungswesens sowie schließlich die systematische Zeitungswissenschaft – und verweist auf sein Grundverständnis von Zeitungswissenschaft: Sie „ist ein theoretisches Fach wie alle anderen wissenschaftlichen Disziplinen, die an der Universität“ angeboten werden, den künftigen Journalisten kann sie keine Ausbildung, sondern nur eine Vorbildung vermitteln.⁵¹ In diesem Sinn hielt er an den bereits von Karl Bücher initiierten Kursen von Praktikern der Presse fest, die auf die Arbeit des politischen Journalisten, des Wirtschaftsjournalisten, des Feuilleton-, des Lokal-, Kommunal- und Provinzial- oder des Sportredakteurs vorbereiten sollten.

„Die Zeitungswissenschaft kann künftigen Journalisten keine Ausbildung, sondern nur eine Vorbildung vermitteln.“ (Erich Everth)

Neben der Lehre betreute er in den sieben Jahren seines zeitungswissenschaftlichen Wirkens 59 Promotionen, deren inhaltliche Schwerpunkte in der Geschichte der deutschen Presse, der Pressestatistik und Pressewirtschaft lagen. Auffallend ist, dass die pressehistorischen Studien nicht allein als monographische Untersuchungen von einzelnen Blättern oder publizistischen Persönlichkeiten angelegt sind, sondern die jeweils besonderen gesellschaftlichen und historischen Bedingungen beachten sowie unter politischen, psychologischen, soziologischen oder wirtschaftlichen „Gesichtspunkten“ verfasst sind.⁵²

Die Basis für diese Perspektive ist Everths Definition der Erkenntnisgegenstände der Zeitungswissenschaft: Ausdrücklich begriff er die Presse als im „geistigen Leben“ der Zeit eingebettet und bezeichnete deren gesellschaftliche Beziehungen, die politischen, sozialen und wirtschaftlichen „Verbindungsäden“ der Zeitung als genuine Erkenntnisobjekte.⁵³ Folglich verstand er Zei-

⁴⁶ Universitätsarchiv Leipzig, Philosophische Fakultät, Personalakte Nr. 448: Erich Everth. Darin: Notiz von Felix Krueger, Dekan (Leipzig, 27.10.1926), Bl. 5.

⁴⁷ Hauptstaatsarchiv Dresden, Ministerium für Volksbildung Sachsen, Nr. 10281/135: Erich Everth. Darin: Brief von Erich Everth an F. Kaiser, Volksbildungsminister (Wien, 6.8.1926), Bl. 11-13; 11.

⁴⁸ Ebd., Bl. 12.

⁴⁹ Ebd.

⁵⁰ Vgl. Josef Wilkens: *Entwicklung und heutiger Stand des zeitungswissenschaftlichen Studiums*. In: *Zeitungswissenschaft* 34. Jg. (1933), Heft 33, S. 542.

⁵¹ Vgl. Erich Everth: *Das Studium der Zeitungskunde an der Universität Leipzig*. Leipzig 1928, S. 3f., S. 5-8; S. 3.

⁵² Everth, *Zeitungskunde und Universität*, S. 6.

⁵³ Ebd., S. 13.

tungswissenschaft als ein Fach, das nicht auf einer Methode aufbauen kann, sondern eher eine Reihe von Methoden verschiedener Wissenschaften integrieren muss.⁵⁴

Presse und Öffentlichkeit: Form und Prozess

Angelehnt an die Konzeptionen der Soziologen der formalen Schule Georg Simmel (1858-1918) und Leopold von Wiese (1866-1969), die abstrakte soziale Formen historisch spezifischen Inhalten gegenüberstellten, beschrieb Erich Everth die „Presse“ als „Sozialform“, die mit „allen anderen gesellschaftlichen Institutionen“, seien es nun „gegenseitige Abhängigkeiten“ oder „mannigfache Beziehungen“, in „vielfacher Wechselwirkung“ steht, und maß ihr die elementaren und spezifischen „Funktionen“ der „Vermittlung“ in einer Gesellschaft zu.⁵⁵

Ferner bestimmt dieses Denkmotiv einer prozessual ablaufenden und vermittelnden Kommunikation sein Verständnis über die Wechselwirkungen zwischen Presse und Öffentlichkeit. Ausgehend vom Standpunkt einer interessenorientierten Wechselwirkung zwischen Presse, Politik, und Publikum definierte er Öffentlichkeit als eine allgemein zugängliche Sphäre des demokratischen Ausgleichs und der diskursiven Vermittlung von Interessen in der modernen Gesellschaft.⁵⁶

Als individuelles Motiv dafür ist Everths politische Orientierung als liberaler Demokrat und Journalist anzusehen; die parlamentarische Demokratie Weimars ist der weitere Kontext. Diese Haltung spiegelte sich bei ihm in einer normativ postulierten publizistischen Pflicht der Presse, im öffentlichen Interesse und zum öffentlichen Wohl zu handeln, wider: „Eine ‘freie Presse’ kontrolliere diese ‘innere Art von Öffentlichkeit’, indem sie dafür Sorge, daß die ‘öffentlichen Angelegenheiten wirklich öffentlich werden’.“⁵⁷

Die inhaltliche Beschäftigung mit Formen und Strukturen von Öffentlichkeit ist eine Konstante im journalistischen Schaffen und zeitungswissenschaftlichen Werk von Erich Everth. Mit seiner Studie „Die Öffentlichkeit in der Außenpolitik von Karl V. bis Napoleon“ (1931) legte er den

ersten Band einer umfangreichen Untersuchung zum Verhältnis von Politik und Öffentlichkeit im Wandel der europäischen Geschichte vor, die sich historisch-komparativ und -systematisch der Analyse der Geschichte der modernen Öffentlichkeit und der Historizität ihrer Bedingungen, Formen und Funktionen widmete.⁵⁸ Im Winter 1923 berichtete er in einer Artikelreihe für die *Vossische Zeitung* von der aufkommenden und sich formierenden nationalsozialistischen Bewegung in München und warnte bereits zehn Monate vor dem Hitler-Putsch im November 1923 vor den Gefahren, die daraus erwachsen könnten.⁵⁹ Und er erkannte hinter all dem „Klamauk“ und „Zirkus“ klar die Öffentlichkeitsstrukturen sowie die gefährlichen ideologischen Züge der nationalsozialistischen Bewegung: Antisemitisch, gegen Liberale und Sozialdemokraten, für eine nationalsozialistische Revolution, Progrome und Terror.

Erforschung der journalistischen Profession

Für Erich Everth ist der Journalist ein „Abhängiger“ im „gesellschaftlichen Gefüge“ und keine autonom handelnde „publizistische Persönlichkeit“, was in einer damals originären soziologischen Bestimmung der journalistischen Profession mündete.⁶⁰ Brachte Everth alle „Funktionen“ der Presse „auf einen Generalnenner, der Vermittlung heißt“, dann hat der „Journalist“ die „Grundfunktion“ des „Vermittlers“ inne:⁶¹

*Er stellt Verbindungen her zwischen der Welt und dem Einzelnen, zwischen den Leitern des Staates und den Machern der Politik überhaupt einerseits, dem Publikum auf der anderen Seite, und zwar hin und her; und ebenso ist es auf allen anderen Gebieten journalistischer Tätigkeit, auf dem wirtschaftlichen, geistigen, lokalen.*⁶²

Entsprechend entwickelte er in seiner Antrittsvorlesung die Leitlinien zu einer „soziologischen Betrachtung“ der Presse mit berufs-, betriebs- und organisationssoziologischen Komponenten.⁶³

⁵⁴ Vgl. ebd., S. 6.

⁵⁵ Vgl. Stefanie Averbeck: *Erich Everth. Theorie der Öffentlichkeit und der Interessen*. In: Arnulf Kutsch/Stefanie Averbeck (Hrsg.): *Graßboothener Vorträge III*. Bremen 2002, S. 9-31, S. 19ff.; Everth, *Zeitungskunde und Universität*, S. 22, 23, 15, 16, 18.

⁵⁶ Vgl. Averbeck, *Erich Everth*, S. 11ff.

⁵⁷ Ebd., S. 13; Everth, *Zeitungskunde und Universität*, S. 7, S. 30.

⁵⁸ Vgl. Averbeck, *Erich Everth*, S. 21-26.

⁵⁹ Erich Everth: *Die Nationalsozialisten*. In: *Vossische Zeitung*

Nr. 41, 25.1.1923 (Morgenblatt), S. 4; ders.: *Ein-Hitler-Putsch*. In: *Vossische Zeitung* Nr. 45, 27.1.1923 (Morgenblatt), S. 1-2; ders.: *Nationalsozialistische Ziele*. In: *Vossische Zeitung* Nr. 47, 28.1.1923 (Sonntagsblatt), S. 4; ders.: *Hitler und die Seinen*. In: *Vossische Zeitung* Nr. 93, 24.2.1923 (Morgenblatt), S. 4.

⁶⁰ Averbeck, *Erich Everth*, S. 14.

⁶¹ Everth, *Zeitungskunde und Universität*, S. 18, 22.

⁶² Ebd., S. 22.

⁶³ Vgl. ebd.

Dabei problematisierte er die Handlungen in Redaktionen und Verlagen, die Rollen von Journalisten, Redakteuren und Verlegern wie die Strukturen von Betrieben und Unternehmen der Presse:

*Als Unternehmen und Betrieb ist die Zeitung eine Sozialform in sich (...). Die Organisation dieses Betriebes ist mit den Methoden der Organisationssoziologie zu behandeln. Die Redaktion im besonderen (...) ordnet sich wieder in arbeitsteilige Untergruppen, in sogenannte Ressorts, nach dem Inhalt der Arbeit, Abteilungen, die natürlich untereinander in Wechselwirkung stehen, nicht bloß in gemeinsamer Unterordnung unter eine Spitze (...). (...) Dieser Gemeinschaft steht (...) der Verlag gegenüber mit den kaufmännischen Abteilungen, und das Verhältnis zwischen beiden ist abermals nicht bloß geschäftlich, sondern auch menschlich, mit positivem oder negativem Vorzeichen; die Regel wird eine Mischung zwischen Harmonie und Gegensatz sein. (...) Zwischen Verlag und Redaktion steht der Chefredakteur, doch seiner Aufgabe gemäß so, daß er enger zur Redaktion als zum Verlag gehört (...).*⁶⁴

Mit diesem Forschungsprogramm war Erich Everth einer der wenigen im Fach, der seinen Blick bei der Erforschung des Journalismus nicht mehr nur in die Vergangenheit richtete und die „publizistischen Persönlichkeiten“ in den Mittelpunkt der Zeitungswissenschaft stellte. Allerdings konnte er dieses anspruchsvolle Programm nur in einigen wenigen Promotionen verwirklichen⁶⁵ – wie Max Webers Presse-Enquete (1910) waren doch solche Untersuchungen immer noch vom Wohlwollen der Verleger abhängig.⁶⁶

Ethik der journalistischen Profession

Mit seinem Verständnis und seinen Vorstellungen zur journalistischen Profession gelang Erich Everth die „Entemotionalisierung“⁶⁷ der landläufigen zeitungswissenschaftlichen Betrachtung von

journalistischer Praxis sowie der Rolle des Journalisten in Gesellschaft und Öffentlichkeit.

In genauer Kenntnis der ideologisch aufgeladenen und vorbelasteten Debatten und Kontroversen zur Aus- und Vorbildung von Journalisten wies er jedwedes Gerede von „Begabung“ und „spezifischer Eignung“, von „geborenen Journalisten“ oder „journalistischem Instinkt“, „Talent“ und „Temperament“ zurück.⁶⁸ Und er umriss die Schwerpunkte einer ebenso „brauchbaren“ wie „praktischen“ Bildung und Schulung der angehenden Journalisten und künftigen Redakteure: eine Ethik der Presse, eine Pädagogik der Leser sowie eine Psychologie der Journalisten und Verleger.⁶⁹

Es ist zu betonen, dass Erich Everth die pragmatische Dimension der journalistischen Aus- und Vorbildung in Relation zur theoretischen Dimension seines zeitungswissenschaftlichen Werkes entwickelt hat. Unter den Bedingungen seiner demokratischen und diskursiven Vorstellung von Öffentlichkeit reflektierte er in seinen Entwürfen zur „Theorie der Öffentlichkeit und der Interessen“ genau jene ethischen Prämissen und Prinzipien, die den funktionalen Kern der Rolle des Journalisten in einer modernen Gesellschaft und Öffentlichkeit bilden: Angesichts der öffentlichen Aufgabe der Presse zur „Gestaltung der Gemeinschaft“ sind in der journalistischen Arbeit eben nicht die „persönlichen, subjektiven Interessen des Redakteurs (...) maßgebend“, sondern dieser muss sich an seiner „Verpflichtung zur Vertretung öffentlicher Interessen“ orientieren.⁷⁰ Dennoch, den schwierigen Weg zwischen dem Bedarf der Leser nach „Klatsch“ und „Skandal“, der Wahrung des „öffentlichen“ „Interesses“ und „Wohles“, letztlich der „Gemeinschädlichkeit“ und „Gemeinnützlichkeith“ der Presse, hat der Journalist gemäß seiner Erfahrungen und seines Gewissens selbst zu gehen – hier wird man sich mit dem „Appell an die Überzeugung des Einzelnen als letzte Instanz begnügen müssen.“⁷¹

Erich Everth, der alle Forderungen nach einer Lenkung, Reglementierung oder Zensur der Pres-

⁶⁴ Ebd., S. 23.

⁶⁵ Vgl. Manfred Rietschel: *Der Familienbesitz in der deutschen politischen Tagespresse*. Leipzig 1928; Wolfgang Hellwig: *Unternehmungsformen der deutschen Tagespresse. G.m.b.H. und A.-G.* Leipzig 1929; Horst Heenemann: *Die Auflagenhöhen der deutschen Zeitungen. Ihre Entwicklung und ihre Probleme*. Berlin 1929.

⁶⁶ Vgl. Arnulf Kutsch: *Max Webers Anregung zur empirischen Journalismusforschung. Die „Zeitungs-Enquete“ und eine Redakteurs-Umfrage*. In: *Publizistik* 33. Jg. (1988), Heft 1, S. 5-31; S. 22f.

⁶⁷ Karl-Ursus Marhenke: *Die Disziplinierung medialer Kommunikation und die Anonymität des Journalisten. Eine Debatte um 1900*. Magisterarbeit. Leipzig 1999, S. 97.

⁶⁸ Everth, *Zeitungskunde und Universität*, S. 7-10.

⁶⁹ Vgl. ebd., S. 7-10, S. 19-22.

⁷⁰ Erich Everth: *Die Zeitung im Dienste der Öffentlichkeit. Eine begriffliche Grundlegung*. In: *Archiv für Buchgewerbe und Gebrauchsgraphik* 65. Jg. (1928), Heft 4, S. 1-30; S. 7, S. 13.

⁷¹ Ebd., S. 24, S. 25.

se ablehnte, ging statt dessen in einem aktuellen medienethischen Sinne von einer geteilten und „gestuften Verantwortung“⁷² von Journalisten, Redakteuren, Verlegern und Publikum aus: Nur so kann die Presse gleichzeitig eine „freie Presse“, „Spiegel des Lebens“ wie „Dienerin des Volkes“ sein.⁷³

8. Schluss

Ich konnte an dieser Stelle lediglich mit einigen wenigen Strichen die Bedeutung des Biographischen für die Kontinuität des journalistischen Schaffens und des zeitungswissenschaftlichen Werks von Erich Everth skizzieren.

Deutlich geworden ist, dass sich diese Erfahrungswelt systematisch aus vier Dimensionen mit jeweils spezifischen Momenten zusammensetzt: Eine individuelle Dimension (geisteswissenschaftliches Studium, Journalist im Deutschen Kaiserreich und in der Weimarer Republik), eine historische Dimension (Ereignisse, Epochen und Krisen: Erster Weltkrieg, Revolution 1918/19, Weimarer Republik), eine kognitive Dimension (liberale politische Orientierung) sowie eine soziale Dimension (Bekanntheit mit Martin Mohr).

Diese Erfahrungselemente spiegeln sich in der besonderen Gestalt des Werks wider: Aufgrund seiner journalistischen Erfahrungen erarbeitete er eine eng an den Fragen und Schwierigkeiten öffentlicher Kommunikation orientierte zeitungswissenschaftliche Theorie, die die Wechselwirkungen zwischen Gesellschaft und Öffentlichkeit reflektierte. Dabei legte er aber nicht wie andere Praktiker eine Alltagstheorie vor, sondern konstruierte eine originäre wissenschaftliche Theorie, die sich an der gesellschaftlichen Aufgabe und Funktion der journalistischen Profession, im modernen gesellschaftlichen, geistigen und wirtschaftlichen Leben zu vermitteln, orientierte. Gleichzeitig leitete er daraus die journalistischen Ausbildungs- und Lehrziele in der Zeitungswissenschaft ab, die er ebenso im Erlernen elementarer Kompetenzen im journalistischen Handeln wie in der Reflexion der journalistischen Rolle sah.

Am Ende komme ich auf meine Ausgangsfrage zurück: War Erich Everth ein „einsamer“ Wissenschaftler? Sein Nachfolger Hans Amandus Münster (1901-1963) schrieb 1941 in der Festschrift zum 25-jährigen Bestehen des Leipziger Instituts für Zeitungskunde:

Everth hat einen großen Teil (...) seiner Lehr- und Forschungsarbeit darauf verwandt, der Zeitungskunde eine begriffliche Grundlegung zu geben, um sie so zur Zeitungswissenschaft zu erheben. (...) Everth beschritt, um seinen Ziel näher zu kommen, einen Weg, der von vielen als zu theoretisch abgelehnt wurde. Man wollte praktische Ergebnisse sehen und ließ ihm keine Zeit, die Voraussetzungen für deren Erarbeitung zu schaffen. Everth hat sich in den sieben Leipziger Jahren so sehr in sich zurückgezogen, dass man schon glaubte, er wolle sich als Einsiedler abkapseln.⁷⁴

Es gibt mehrere Punkte, die zeigen, Erich Everth war innerhalb der Fachgemeinde isoliert: Seine intensiveren persönlichen Kontakte im Fach beschränkten sich nach dem Tode von Martin Mohr auf den Hallenser Zeitungswissenschaftler Max Fleischmann (1872-1943), der selbst eine marginale Position innehatte.⁷⁵ Bei den großen Fachkongressen wie der Internationalen Presseausstellung *Pressa* in Köln 1928 oder dem Deutschen Soziologentag in Berlin 1930, auf dem mit dem Thema „Presse und öffentliche Meinung“ zu seinem Forschungsschwerpunkt verhandelt wurde, fehlte er. Und von seinen zeitungswissenschaftlichen Aufsätzen und Rezensionen sind lediglich vier in der 1926 von Karl d’Ester (1881-1960) und Walther Heide (1894-1957) gegründeten Fachzeitschrift *Zeitungswissenschaft* erschienen, alle anderen wurden in den Verbandsorganen *Deutsche Presse* oder *Zeitungsvierteljahr* publiziert. Erst Nachwuchswissenschaftler wie Alfred Peters (1888-1974), Ernst Manheim (1900-2002) oder Hans Traub (1901-1943) nahmen seine Anregungen auf und rückten mit ihren Ansätzen das Verständnis von „Kommunikation als sozialem Prozess“ weiter in den Mittelpunkt des Faches.⁷⁶ Mit der nationalsozialistischen Machtübernahme 1933 brach diese Entwicklung

⁷² Vgl. Rüdiger Funiok: *Medienethik. Der Wertediskurs über Medien ist unverzichtbar*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* B41-42 (2000), S. 11-18; S. 16.

⁷³ Everth, *Die Zeitung im Dienste der Öffentlichkeit*, S. 25, 29.

⁷⁴ Hans Amandus Münster: *25 Jahre Institut für Zeitungswissenschaft an der Universität Leipzig (1916-41)*.

In: *Unsere Brücke. Feldpostzeitung der Leipziger Zeitungswissenschaftler* 2. Jg. (1941), Beilage, S. 18f.

⁷⁵ Vgl. Alfred Große: *Wilhelm Kapp und die Zeitungswissenschaft. Geschichte des Instituts für Publizistik und Zeitungswissenschaft an der Universität Freiburg (1922-1943)*. Münster/New York 1989, S. 74ff.

⁷⁶ Vgl. Averbek, *Kommunikation als Prozess*.

m&z 1/2005

ab, durch Amtsenthebung, Emigration und Vertreibung wurde das innovative Potential der funktional und prozessorientierten Konzepte zerstört; es galt jetzt wieder das Diktum: „Von der Presse kommen wir, bei der Presse bleiben wir.“

Auch Erich Everths zeitungswissenschaftliches Wirken fand so im Frühjahr 1933 ein Ende:⁷⁷ Anlass war seine Teilnahme am Berliner Kongress „Das freie Wort“ und ein Vortrag, in dem er öffentlich für die Wahrung der Pressefreiheit eintrat. Bereits die erste Notverordnung „Zum Schutz des deutschen Volkes“ vom 4. Februar 1933 hatten die Nationalsozialisten genutzt, um das Erscheinen zahlreicher bürgerlicher, kommunistischer und sozialdemokratischer Zeitungen zu verbieten. Genau gegen diese Eingriffe in die

Grundrechte der Meinungs- und Pressefreiheit veranstalteten liberale Journalisten, Politiker, Künstler und Wissenschaftler am 19. Februar 1933 den Kongress „Das freie Wort“, die letzte freie und größere Kundgebung in Deutschland nach der nationalsozialistischen Machtübernahme. Erich Everth blieb mit seinem mutigen Plädoyer für die Pressefreiheit der einzige Zeitungswissenschaftler, der sich öffentlich gegen die Gewaltmaßnahmen gegen die deutsche Presse einsetzte. Und er musste sein Engagement mit dem Verlust seiner Professur bezahlen: Er wurde im April 1933 beurlaubt und mit Ermittlungen wegen „politischer Unzuverlässigkeit“ überzogen. Ernsthaft erkrankt, bat er im Herbst 1933 um seine vorzeitige Emeritierung. Erich Everth starb am 22. Juni 1934 in Leipzig.

Erik KOENEN (1974)

M.A., Studium der Soziologie, Germanistik und Kommunikations- und Medienwissenschaft an der Universität Leipzig. 2002 Magisterarbeit zu dem Nationalökonom Karl Bücher (1847-1930). 2002-2004 Mitarbeiter in dem DFG-Projekt „Programmgeschichte des DDR-Fernsehens – komparativ“ (Halle, Leipzig, Berlin und Potsdam). Seit 2003 Doktorand am Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft der Universität Leipzig. Dissertationsprojekt zu dem Leipziger Journalisten und Zeitungswissenschaftler Erich Everth (1878-1934). Aufsätze und Rezensionen in verschiedenen Fachzeitschriften.

⁷⁷ Vgl. Bohrmann/Kutsch, *Pressegeschichte und Pressetheorie*.

Erich Everth (1878-1934), S. 395f.

Rezensionen

JOACHIM RIEDL (HRSG.): *Wien, Stadt der Juden. Die Welt der Tante Jolesch*. Wien: Paul Zsolnay Verlag 2004, 400 Seiten.

Dieses Buch erschien anlässlich der Ausstellung gleichen Titels im Jüdischen Museum Wien (19. Mai – 31. Oktober 2004) und ist doch auf geradezu bewundernswerte Weise viel mehr als ein Ausstellungskatalog. Der Verantwortliche für beides, Joachim Riedl, hat zusammen mit seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und den zahlreichen fachlich einschlägigen Beiträgerinnen und Beiträgern eine veritable Monographie geschaffen. Eröffnet wird das Buch mit einem Zitat aus der legendären Studie „Die Juden Wiens“, des in Prag geborenen, dann in Wien tätigen und 1938 in die USA emigrierten Kunsthistorikers Hans Tietze (1880-1954). Eherne Sätze – heute der Erinnerung: „Völker leben gegeneinander, füreinander, ineinander. Das Wiener Judentum ist vom Überfluss der schönsten und kulturell reichsten deutschen Städte gewachsen; es hat hier die höchste Fruchtbarkeit entwickelt, die irgendeinem westlichen Judentum beschieden war. Es hat genommen und gegeben, zersetzt und geformt; es hat gelebt und leben geholfen, so dass es ein Teil von Wiens Vergangenheit und damit von Wiens Gegenwart geworden ist. Ohne Juden wäre Wien nicht, was es ist, wie ohne Wien ihr Dasein in den neueren Jahrhunderten seiner stolzesten Seite verlustig ginge. Kein Eingriff der Welt vermag diesen Lebensprozess rückgängig zu machen.“ (Wien 1933, Reprint Wien 1987)

Auf der diesem Motto gegenüberliegenden Seite, ist das ausdrucksvolle Bild von Hans Tietze abgebildet, das Georg Ehrlich (1897-1966) 1931 als Bronze schuf. Diese buchgestalterische Overtüre ist nicht ohne Pathos, aber dies ist genau der richtige Schlüssel, mit dem man sich dieses Werk lesend, studierend und lernend erschließen muss. Obwohl es nicht zuletzt die Dokumentation unendlicher, unwiederbringlicher Verluste ist, ist es den Ausstellungs- wie den Buchmachern gelungen, jenen Geist des Aufbruchs nacherlebbar zu machen, den der Bürgermeister der Stadt Wien, Michael Häupl, in seinem Vorwort beschwört. Dies ist geglückt, obwohl man auf jeder Seite die deprimierende Einsicht zur Kenntnis nehmen muss, dass die vor allem kulturell so bedeutsame Symbiose dieser Stadt mit dem Judentum immer grundiert war von einer langen

Tradition des Antisemitismus. Er war, wie es Joachim Riedl in seiner Einleitung formuliert „ein Schatten, der den Juden in Wien überallhin folgte und sich nicht abschütteln ließ.“ (S. 13)

Das Buch folgt den 20 Stationen der Ausstellung und enthält zusätzlich 22 Beiträge von Autoren wie Doron Rabinovici, Peter Huemer, Friedrich Achleitner, Dieter Bogner oder Murray G. Hall sowie einen Anhang mit 270 Biographien. Hier in einer kommunikationshistorischen Fachzeitschrift besprochen, verweisen diese Texte und Bilder auf ein doppeltes Defizit: Die Kommunikationsgeschichte Wiens und die Geschichte des Journalismus der Moderne und der Rolle, die dabei das Judentum gespielt hat. Dazu werden hier nicht wenige Vorgaben geliefert, denn naheliegenderweise sind Text- und Fotojournalismus wichtige Quellen. So finden sich lange Zitate von Bruno Frei (1897-1988), Hugo Bertauer (1872-1925) oder Felix Salten (1869-1945) alle bekannten Namen von Joseph Roth bis Alfred Polgar und zahlreiche Beiträge anonymer Verfasserinnen und Verfasser aus Zeitungen und Zeitschriften. Die geschickte Montage dieser Texte rekonstruiert die vielen Themen über die damals in Wien öffentlich und privat gesprochen wurde. So wird man hier über das soziale Elend der Ersten Weltkrieg-Nachkriegszeit ebenso informiert wie über den Kampf um die Republik, die wissenschaftlichen Auseinandersetzungen der Zeit und die innovative architektonische Gestaltung der Stadt. Noch einmal, wie schon in früheren Ausstellungen, entstehen die bis heute unvergleichlichen Konturen dessen, was man das „Rote Wien“ genannt und dessen politisches Erbe bis heute weit über die Stadt hinaus seine Kraft behalten hat. Alles was damals gestaltend in der Architektur, in der Gesundheits- und Sozialpolitik oder auch in der Musik geschah, war begleitet von lebhaften Diskursen, die ein neues Zeitalter beschworen. In den 30iger Jahren wurde diesem Geist und diesen Geistern ein oft schreckliches Ende gemacht und nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges dauerte es oft Jahrzehnte, bis wir auf dem Wege des Re-Importes an dieses so produktive erste Jahrhundertdrittel wieder angeknüpft haben.

Ein gutes Beispiel dafür ist der Teil mit dem Titel „Die Erfindung der modernen Soziologie“, in dessen Mittelpunkt die Studie und das Buch „Die Arbeitslosen von Marienthal“ stehen. Ein schönes

Dokument hierzu ist ein längerer Text aus dem „Kuckuck“ (Nr. 27/Juli 1933) über das Leben im Marienthal, der sich auf die Ergebnisse einer „Gruppe junger Forscher und Studenten“ (!) bezieht, die im Marienthal die Wirkungen der Massenarbeitslosigkeit zu studieren versuchten. Ein ergänzender Fund ist ein Artikel von Veza Magd (das ist Veza Canetti) aus der „Arbeiter Zeitung“ (29.6.1932), in der diese das Schicksal einer Textilarbeiterin schildert, die ihren Arbeitsplatz in einer Leinwandfabrik verliert. Ein anderes Stück besonderer Kommunikations- und Sozialgeschichte ist die aspektreiche Dokumentation unter dem Titel „Die erste sexuelle Revolution“ in deren Mittelpunkt die Figur von Hugo Bettauer steht.

Drei der Stationen der Aufstellung der Kapitel des Buches sind gewissermaßen facheinschlägig für uns: Es geht darin um das politische Kabarett; um das Kino und einige jüdische Schlüsselfiguren im österreichischen Film der 20iger Jahre und Karl Kraus und seinen Kampf gegen den Pressezaren Békessy, um Paul Zsolnay und seine bemerkenswerte Verlagstradition. Zum Thema Kabarett ist ein Werbeflugzettel abgebildet, den die Ensemblemitglieder von „Der liebe Augustin“ in der Wiener Innenstadt an die Passanten verteilt haben: „So lieb kann nur der Augustin sein! Wir geben Ihnen / Jazz und Butterkipferl / Gugelhupf und Satire / Sandwiches und Romantik / Bier und neue Sachlichkeit / Likör und Kitsch / Würstel und Seele / denn / Wir haben nichts in Heidelberg verloren / wir haben selbst Gemüt / Jeder sein eigenes Nachtleben! Wir sind jung und Sie sind schön / Komplexe sind in der Garderobe abzugeben!“ (S. 201) Soviel Zeitgeist in so wenigen Zeilen – dafür stehen Personen wie Fritz Grünbaum und Karl Farkas oder Armin Berg. Sie begründeten eine große politische Tradition, die teilweise im Exil fortgesetzt werden konnte und teilweise sogar nach 1945 wieder nach Wien zurück kehrte.

Zu ihrer Geschichte liegt eine ganze Reihe von Abhandlungen und Dokumentationen vor, aber vielleicht kann nur ein phantasievoller und ambitionierter kommunikationshistorischer Zugriff diesem Phänomen gerecht werden. Welche Kontexte, Assoziationen und Bezüge stecken allein in dem von „Jüdisch politischen Kabarett“ bei einer Purimfeier aufgeführten Revue „Juden hinaus“, die – wie ein zeitgenössischer Berichterstatter schreibt – ob ihres Witzes, ihres Geistes und ihrer beißenden Satire vom Publikum mit stürmischem Beifall gefeiert wurde. Wie tief war, verglichen mit solch einem Ereignis, wenige Jahre spä-

ter die Finsternis, die über Österreich, über Deutschland und dann über ganz Europa hereinbrach.

Die Dokumente zum Thema Kino – in deren Mittelpunkt Béla Balázs mit seiner Filmtheorie steht – sind nichts weniger als eine Entdeckung. Natürlich kennt man Namen wie Billy Wilder oder Peter Lorre und Hedi Lamarr, aber viele Namen, die heute weitgehend vergessen sind, müssen hier doch erst wieder in Erinnerung gerufen werden. Und damit auch die Tatsache, dass sie eine erste große Blütezeit des österreichischen Films geschaffen haben. Der Filmhistoriker Armin Loacker spricht von einer goldene Ära in den fünf Jahren nach Ende des Ersten Weltkrieges, in der über 300 Filme mit Spielhandlung entstanden sind. Für Schauspieler wie Fritz Kortner, Lilian Harvey oder Walter Slezak begann damit eine internationale Karriere. Auch für die Anfänge des Tonfilms spielte Wien noch eine zentrale Rolle. Ohne den Anteil jüdischer Filmschaffender ließe sich die österreichische Filmgeschichte „auf ein paar Blättern Papier niederschreiben“ und wäre nicht eine wirklich große Epoche dieses Mediums.

Ähnliches gilt für die Presselandschaft dieser Zeit. Davon ist freilich nur indirekt die Rede, wenn vom Karl-Kraus-Biographen Edward Timms von dessen Kampf gegen den Pressezaren Emmerich Békessy erzählt wird. Das ist eine beispiellose Journalismusgeschichte über die man durch Texte von Elias Canetti, Anton Kuh und Albert Ehrenstein, Karl Kraus selbst informiert wird. Auch das berühmte Plakat „Der Schuft den ich aus Wien verjagt habe“ ist abgebildet. Auch Békessy selbst kommt mit dem stenographischen Protokoll seiner Verteidigung aus einer Schwurgerichtsverhandlung zu Wort. Ein wunderbarer Abgesang auf diese Epoche findet sich bei Soma Morgenstern, der als Korrespondent seiner „Frankfurter Zeitung“ (16.2.1929) von einem neuen typisch wienerischen Pressephänomen berichtet, dem so genannten „Pachtblatt“. Aber das erscheint nur als ein müder Abglanz jener „klassischen Zeit der Erpresserfreiheit eines Emmerich Békessy: wie ein Orgelpunkt der Erpressung saß er in der Symphonie der Korruption und das waren Zeiten! Da hätte ein so armseliges Wort Pachtblatt kaum ruchbar werden können.“ (S. 163)

Auch zu dieser Pressegeschichte und dieser Epoche gibt es manche Veröffentlichungen und manche Dokumentationen. Aber eine Monographie, die das alles in einen großen kommunikationsge-

schichtlichen Bogen stellt, muss wohl erst noch geschrieben werden. Vielleicht enthält das alles ja auch das Material für eine weitere Ausstellung? Schließlich sei auch das von Murray G. Hall eingeleitete Kapitel über den Paul Zsolnay Verlag erwähnt. Die Verlagsgeschichte ist ein Gebiet, das wir erst noch entdecken müssen und nicht den Literaturwissenschaftlern oder gar den Unternehmensgeschichtlern überlassen können. Der Verleger – sei es nun des Buches oder der Zeitung – ist eine besondere und faszinierende Figur der Kommunikationskultur. Hierzu wurde bisher an den verschiedensten passenden Stellen immer ein Text von Samuel Fischer zitiert. Den könnte man nun ersetzen oder doch ergänzen durch eine ganz ähnliche Position, die Paul Zsolnay in einem Vortrag postulierte und die hier unter dem Titel „Hingabe an Bücher und Autoren. Die fünf Gebote eines erfolgreichen Verlegers“ aus dem Archiv des Verlages überliefert werden. Den Kommentar dazu formulierte Joseph Roth 1937, also kurz vor dem Ende des Ständestaates: „Es gibt in dieser Gesellschaftsordnung keine wirkungsvolle Literatur ohne Verleger. Es gibt in einem Staat, der sich als selbstständiger österreichischer Staat bezeichnet kein wirkliches Staatsbewusstsein ohne eine eigene Literatur.“ (S. 376, ursprünglich in: *Der Christliche Ständestaat* 29.8.1937) Diese Sätze könnten zumindest als provozierendes Motto über einer ebenfalls erst zu schreibenden Monographie zum Thema Verlag und Verleger stehen.

Dieser Text ist wohl keine „Kritik“. Ich bekenne mich dazu und akzeptiere für mich, dass dies vielleicht daran liegt, dass ich zur Thematik dieses Werkes nicht facheinschlägig zuständig bin. Natürlich ist es vergnüglich, Verisse zu schreiben. Aber nicht selten betätigt man sich als Rezensent auch gerade deshalb, weil man die Begeisterung mit der man ein Buch studiert hat, an andere weitergeben möchte. Und nicht selten steckt dahinter die Befürchtung, dass ein solches Buch übersehen werden könnte. Dies gilt erst recht hier, wo es „nur“ um einen Ausstellungskatalog geht. Zumindest die Leser dieser Zeitschrift sollten wissen, dass es wirklich um ein Buch geht und dass uns der Kurator dieser Ausstellung Joachim Riedl zusammen mit seinen zahlreichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern eine aspektreiche und anregende Vorlage auf den kommunikationshistorischen Arbeitstisch gelegt hat. Es ist nicht nur gewinnbringend, sie aufmerksam zu studieren, sondern sie sollte auch als Impulsgeber begriffen werden.

Wolfgang R. Langenbacher

MIROSLAVA KYSELÁ: „*Jüdische Volksstimme*“ 1919-1934 (*Thematische und sprachliche Analyse*). Scripta Facultatis Philosophicae Universitatis Ostraviensis 2002, 167 Seiten.

Sehr versteckt erschien im Jahr 2002 in Tschechien auf deutsch die Dissertation der an der Universität Mährisch-Ostrau lehrenden Germanistin Miroslava Kyselá über die Wochenzeitung Jüdische Volksstimme 1919-1934.

Diese Arbeit ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Sie ist ein wichtiger Baustein sowohl für die Erforschung des deutschsprachigen Judentums in Böhmen und Mähren als auch der jüdischen Publizistik in Mitteleuropa.

Die Jüdische Volksstimme wurde 1901 von Robert Stricker und Berthold Feiwel in Brünn gegründet. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde sie von den zionistischen Verlegern Max Hickl und Hugo Gold in Brünn herausgegeben und redigiert. Hickl war einer der Pioniere des Zionismus in Mähren und der Gründer des Jüdischen Kunst- und Buchverlags, in dem er auch Hickls Illustrierten Jüdischen Volkskalender herausgab. Er starb 1924 in Wien im Alter von nur 51 Jahren. Sein Neffe Hugo Gold führte danach die Zeitschrift und den Verlag weiter. 1929 gab er den eindrucksvollen Band Die Juden und Judengemeinden Mährens in Vergangenheit und Gegenwart heraus; 1934 folgte der Band Die Juden und Judengemeinden Böhmens in Vergangenheit und Gegenwart. 1940 floh er vor den Nationalsozialisten nach Palästina; in Israel gründete er in den fünfziger Jahren den Olamenu Verlag, in dem er vielbeachtete, großformatige und reich illustrierte Gedenkbücher über die Geschichte Juden in Österreich, der Tschechoslowakei und der Bukowina herausgab.

Die zionistische Jüdische Volksstimme war eine Wochenzeitschrift und umfasste durchschnittlich acht Seiten. Die Namen ihrer Autoren und Korrespondenten zeigen nicht nur ihr hohes Niveau und Ansehen, sondern auch die internationale Verbundenheit der jüdischen Intellektuellen, die alle in zahlreichen jüdischen Zeitschriften schrieben und damit ein intensives Beziehungsnetz schufen. In den ersten Jahren schrieben Theodor Herzl, Max Nordau, Adolf Stand und Israel Zangwill für die Jüdische Volksstimme. Zu ihren Korrespondenten der Zeitschrift gehörten Abraham Goldberg aus New York, Fabius Schach aus Berlin, Israel Cohen aus London, Benzion Moser aus Lemberg und Hugo Bergmann, früher Prag, aus Palästina. Unter den Autoren aus der Tschechoslowakei und aus dem nahen Wien waren

Otto Abeles, Max Brod, Oskar Donath, Hugo Herrmann, Hermann Kadisch, Oskar K. Rabino-wicz, Robert Stricker und Felix Weltsch. Oft schrieben in der Jüdischen Volksstimme auch Rabbiner, die jedoch im Gegensatz zum Beispiel zur Wiener Wahrheit selten mit vollem Namen unterschrieben.

Kyselá stellt ihre Arbeit anfangs in einen zeit- und kulturgeschichtlichen Kontext, indem sie anfangs auch auf die Geschichte der Juden in Mähren (wo laut der Volkszählung von 1921 45.000 Juden lebten) und auf der noch kaum erforschten deutschsprachigen jüdischen Presse in diesem Raum eingeht. Ihre Hinweise auf Zeitschriften, die sich offensichtlich nicht vollständig erhalten haben und ihre Korrekturen früherer Angaben der einschlägigen wissenschaftlichen Literatur zeigen, wie wichtig und schwierig die Erforschung der jüdischen Presse heute ist.

Die Jüdische Volksstimme wird von Miroslava Kyselá ausführlich formal, sprachlich und inhaltlich analysiert. In ihrer Zusammenfassung schreibt sie: „Die ‚Jüdische Volksstimme‘ informierte über politische Schritte der anderen Staaten aus der Position für und gegen die Juden. Als besonders schwierig wurde die Lage in der Sowjetunion und in Deutschland dargestellt. Die Problematik der zunehmenden antisemitischen Äußerungen und die Reaktionen der Weltöffentlichkeit auf die Anschläge gegen die Juden standen neben den Berichten über den Aufbau von Palästina und über die zionistische Welorganisation im Vordergrund der außenpolitischen Informationen des Wochenblatts.“ „

Für die sprachliche Analyse prägt die Autorin den Begriff „Kultureme“. Damit bezeichnet sie „kulturell spezifische Einheiten und Sinnkomplexe“ oder Kulturkodes. Anders ausgedrückt:

Jüdisch geprägte Worte oder Begriffe wie Barmizwahanzug, ritueller Haushalt, Sabbatleuchter, Bocher, Tempel, Synagoge und die Namen jüdischer und zionistischer Organisationen, wie sie in einer jüdischen Zeitschrift selbstverständlich massenhaft vorkommen, die jedoch von ungeübten nichtjüdischen Lesern erst langsam entziffert werden müssen.

Die Arbeit könnte damit auch als Vorbild für Analysen der großen Wiener jüdischer Zeitungen und Zeitschriften dienen, die bisher noch nicht geschrieben wurden. Eine große Arbeitserleichterung in Zukunft wird deren Digitalisierung sein; diese ist im Rahmen des deutschen (!) Projektes www.compactmemory.de mithilfe der überaus kooperativen Universitätsbibliothek Wien gerade in Gang. (Zu diesem Projekt siehe auch den Auf-

satz von Hans Otto Horch und Till Schicketanz in Menora 12, Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte 2001, S. 387-405.

Der Anhang enthält ein Namensverzeichnis mit Kurzbiographien der wichtigsten Namen und Mitarbeiter, die im Text vorkommen. Es ist allerdings nicht als Index zu verwenden, da die dazugehörigen Seitenzahlen fehlen.

Nachsatz: Entdeckt habe ich die Arbeit durch Zufall in einer kleinen Freihandbibliothek in Deutschland. In Wien gibt es die Publikation nur in einer einzigen Institution, in der Bibliothek des Wiener jüdischen Museums, die ich regelmäßig benütze. Leider macht diese Bibliothek wie sonst üblich nicht auf ihre Neuzugänge aufmerksam, so dass sie dort für mich unbemerkt blieb.

Evelyn Adunka

CHRISTOPH JACKE: *Medien(sub)kultur. Geschichten – Diskurse – Entwürfe.* (Cultural Studies 9, hrsg. von Rainer Winter). Bielefeld: Transcript Verlag 2004, 354 Seiten.

Der vorliegende Text stellt die Buchfassung von Jackes 2004 approbierter Dissertation an der Universität Münster dar. Seine Studie kann als eines jener Werke angesehen werden, die in einer relativ jungen Debatte eine kulturwissenschaftliche Bereicherung der Kommunikationswissenschaft fordert. Dies soll auch über eine Zusammenführung jener Theorieversatzstücke geschehen, die als diffuses Feld der kulturalistischen Medienforschung (im weitesten Sinne) die Medien-, Publizistik- und Kommunikationswissenschaft umgeben. Seine Studie ist, ganz wie im Untertitel angedeutet, ein theoretischer Spaziergang durch das weite Feld der Kulturforschung; diese ist hier Medienkulturforschung, und Medienkulturforschung findet eine theoretische Verankerung in dem was Jacke unter Rückgriff auf den Theoriekorpus von Siegfried J. Schmidt als Medienkulturwissenschaft skizziert.

Christoph Jacke teilt seine Arbeit in drei theoretische Diskussionen, um diese zum Schluss anhand einer Anwendung zu illustrieren. Die Zielkoordinate ist dabei eine Theorie der Popkultur, die zugleich viel mehr sein muss als diese: eine (selektive) Bestandsaufnahme von kommunikations- und medienwissenschaftlich relevanten Strängen der Kulturtheorie als (diagnostischer Anteil einer) Gesellschaftstheorie.

Mittel der Wahl ist für Jacke zuerst ein close-bzw. re-reading der Kritischen Theorie, was zugleich das beste Plädoyer für eine differenzierte Auseinandersetzung mit der Frankfurter Schule und ihrer nächsten Generation darstellt. „Erst durch die Berücksichtigung der veränderten Kontexte lassen sich Grundannahmen der klassischen Kritischen Theorien revidieren und modernisieren, ein starres Hinwegsetzen über die medienkulturellen Wandlungen und ein dementsprechend stures Festhalten an den Originalen führt keinen Erkenntnis-Schritt weiter.“ (S. 157)

Die Kritische Theorie der Frankfurter Schule ist deshalb der logische Ausgangspunkt für Jackes Untersuchung, weil auf diese zwei Grundlagen zurückgehen, die für sein Vorhaben wesentlich sind: erstens die Hinlenkung des wissenschaftlichen Interesses auf Kultur an sich, und zweitens jene Falle der Normativität die die Kulturindustrie-These einerseits so populär und andererseits analytisch stumpf werden ließ. Anstelle der Einteilung von Kultur (kulturellen Phänomenen und Sphären) in High und Low, versucht Jacke mittels seiner Differenzierung in Main und Sub ein nicht-(bereits)-wertendes Kategorienschema vorzustellen. Main und Sub – die Besprechung des Mainstreams/Zentrum/Masse und der Subkultur/Peripherie/Minorität – bilden jenes Analyseraster, durch die er, eins um nächste, die Theoriegebäude und Ansätze der von ihm zur Besprechung gewählten Theoretiker raten lässt.

Nach einer ausführlichen Besprechung von Adorno und Horkheimer sowie Ausflügen zu den Thesen von Löwenthal, Marcuse und Benjamin bilanziert er (wie auch im weiteren Verlauf des Textes immer wieder übersichtlich) ein erstes Fazit der „klassischen“ Kritischen Theorie. Daran schließt er eine Besprechung von Habermas, Prokop und Behrens an, welche er mit dem Etikett der „modernen“ Kritischen Theorie zu fassen sucht. War im klassischen Modell die Massenkultur als Kulturindustrie undurchdringbar abgeschlossen, und nur durch die „hohe Kunst“ von außen zu penetrieren, so streicht er im Werk der Nachfolger vor allem jene Momente heraus, die für seine spätere Adaption von Siegfried J. Schmidts Kulturbegriff den Weg bereiten: Kultur ist weiterhin Kulturindustrie, aber nicht hermetisch, sondern mit eingeschlossenen Potentialen der Subversion und Innovation.

In einem zweiten theoretischen Schritt tut Jacke

das, was bisher zu wenig unternommen wurde: er folgt jenen Verbindungslinien, die es erlauben, die Tradition der Kritischen Theorie von der Kulturindustrie (als vor allem von Massenmedien ausgebildeten Kultur) mit dem Projekt der Cultural Studies zu verbinden. Auch hier beginnt er wieder bei den Begründern und bespricht Williams, Hoggart und Thompson, um über Hall letztendlich bei einem der schillerndsten und innovativsten Vertreter der zeitgenössischen Cultural Studies anzukommen: Douglas Kellner. Die Dialektik bewegt sich hier deutlicher als anderswo zwischen Macht und Widerstand, zwischen Anpassung und Rebellion. Kultur der Mediengesellschaft heißt hier endlich Medienkultur, welcher, ihrer Komplexität Rechnung tragend, nur mit ebenso komplexen Analysen beizukommen ist.

Hier ist es auch, wo Jacke von der (medialen) Herrschafts- zur (herrschenden) Medienkultur findet und mit Kellner und anderen Vertretern der Cultural Studies „Kultur als alles“ letztlich in Kultur als (massenmedial beschleunigte) Populärkultur konkretisieren kann. So nimmt es nicht Wunder, dass Jackes transdisziplinäres Denken an dieser Stelle zuhause angekommen ist: obwohl er sich explizit in der Kommunikationswissenschaft verortet, stellt er bereits einen Typus von Denken dar, welches zwischen Fanzines, Feuilleton und wissenschaftlicher Monographie ebenso problemlos umschalten kann, wie zwischen den Attributen Kommunikations-, Medien- und Kulturwissenschaft.

Den inhaltlichen wie argumentativen Höhepunkt finden Jackes Bemühungen in jenem Kapitel, das sich mit dem soziokulturellen Konstruktivismus seines Lehrers Schmidt auseinandersetzt. Fest verankert im Gedankengerüst von Schmidts komplexen Theoriemodellen, synthetisiert er nun vor dem Hintergrund von „Kultur als Programm“ die zuvor konzentrierten Beobachtungen zum Thema (Populär)Kultur in sein Main/Sub-Raster. Kultur ist hier „gesellschaftliche Software, die kollektives Wissen einordnet und vor allem interpretiert“ (S. 217).

Es verwundert nicht, dass sich in diesem Kapitel, in dem auch Luhmann sehr prominent vorkommt, der Text merklich verdichtet – denn hier findet Jacke was er sucht: ein tragfähiges Theoriekorsett welches ohne Normativierungen zwischen Main und Sub auskommt, einen Kulturbegriff der die Weichheit (Prozessualität) und Starrheit (Arte-

m&z 1/2005

faktizität) von Kultur(phänomenen) mitdenken, und eine Rechtfertigung dafür, sich als KommunikationswissenschaftlerIn mit Kultur vor allem in ihren spezifischen medialen Erscheinungen zu beschäftigen. Ist doch Kultur an sich unsichtbar und nur über die Aktanten und ihre Handlungen beobachtbar. Medien bleiben hier zentral (wenn auch nicht immer vor dem Vorhang), weil sie Kognition und Kultur (sensu – eine von Jackes Lieblingskonjunktionen – Schmidt) koppeln.

Am Ende folgt eine Umsetzung seiner Dialektik der Teilprogrammdifferenz in Form einer Behandlung von Stardom und Prominenz auf den kulturellen Ebenen von Main und Sub. Anhand seiner Unterscheidung in Stars (Main) und Anti-Stars (Sub), sowie die Überführung von Anti-Stars auf die Main-Ebene als Anti-Star-Stars schafft er ein plastisches Beispiel für die Anwendung seiner Überlegungen. Hier wird dem hohen und teilweise ableitenden Abstraktionsniveau des vierten Kapitels wieder etwas Griffiges beige-stellt.

„Gesellschaftlicher Wandel ist am Wandel der Kultur-Ebenen und deren Manifestationen (z.B. im Stil) beobachtbar, beinhaltet aber eine mitlaufende Fähigkeit zur Umstellung seitens professionalisierter Beobachter wie Journalisten und insbesondere Wissenschaftler. Diese verschiedenen Wandlungen, die letztlich in gesamtgesellschaftlichen Veränderungen münden, werden durch divergierende Dialektiken dynamisiert. Die Dynamiken spielen sich in einer Gesellschaft wiederum innerhalb funktionaler Raster – eben der Kultur-Ebenen Main und Sub – ab. Dieses Muster bleibt bestehen, kann also durchaus weiter verwendet werden und löst sich keinesfalls auf.“ (S. 157)

Vorläufiges Fazit: Ist innerhalb der Frankfurter Schule Kultur als Ware (S. 30ff) zu fassen, so konzipieren die Cultural Studies Kultur als Alles (S. 160ff), wohingegen bei Schmidt und Jacke Kultur zum Programm (S. 216ff) wird. In all diesen Perspektiven auf die Sphäre der Kultur spielen Medien eine zentrale, wenn auch nicht immer prominente Rolle. Kultur als wesentlichen Begriff der Kommunikations-, Publizistik-, Medienwissenschaft ein Stück weit mitzubestimmen, das gelingt Jacke mit seiner synoptischen und synthetischen Arbeit vorzüglich. Die Art und Weise wie er selbstbewusst Medienkulturwissenschaft betreibt – oder wie auch immer ein humanwissenschaftlich geerdetes Interesse am Kulturellen als Sozialen (und umgekehrt) irgendeinmal heißen wird – ist lesenswert. Darüber hinaus legt Jacke mit Medien(sub)kultur ein gelungenes Glied in der noch zu vollendenden Kette zwischen Kritischer Theorie und Cultural Studies vor.

Jacke ist also selbst ein Sub im Main, wenn er mit seiner Dissertation einen Baustein zu einer entgrenzten und uneitlen wissenschaftlichen Beschäftigung mit unseren Medienkulturen beitragen will. Es spricht für ihn und sein akademisches Umfeld, wenn so viel Energie und Arbeit in ein Projekt fließen, von dem andere Vertreter des Faches noch immer nicht gehört haben, oder das leichtfertig als esoterisch (kultur- bzw. geisteswissenschaftliche Entgleisung) abgelehnt wird. Die Auseinandersetzung mit den zentralen Problemen der Kommunikationswissenschaft aus einer kulturellen (bei Jacke kultürlichen) Perspektive kann helfen, umfassender zu fragen und wirklich transdisziplinär zu forschen.

Marian Adolf

NEUERSCHEINUNG



Die Spirale des Schweigens. Zum Umgang mit der nationalsozialistischen Zeitungswissenschaft.

Der Band will erhellen, wie nach 1945 mit dem Erbe der NS-Zeitungswissenschaft in Deutschland und Österreich umgegangen wurde. Wie in anderen wissenschaftlichen Disziplinen verdeckten Jahrzehnte des Schweigens folgenreich personale und inhaltliche Kontinuitäten, verhinderten die Remigration vertriebener ForscherInnen und behinderten die Modernisierung des Faches. Das noch junge Fach wurde durch die NS-Herrschaft in seiner vielfältigen Entwicklung jäh gebrochen, ab 1933 zunächst zu einer politischen Führungswissenschaft degradiert, danach zur Kriegswissenschaft. Willfähige Vollstrecker, junge Aufsteiger, angepasste Mitläufer und still Duldende benötigte dieses System.

Noch immer zeigen sich weiße Flecken in der Erkundung der „braunen“ Vergangenheit. Renommierete AutorInnen aus Deutschland, der Schweiz und Österreich stellen sich in diesem Buch brennenden Fragen nach Wurzeln der heutigen Kommunikationswissenschaft.

Bei Unzustellbarkeit
bitte zurück an:

ZN: 02Z033628 M

medien & zeit

A-1180 Wien, Postfach 442

P.b.b.,
Erscheinungsort Wien,
Verlagspostamt 1180 Wien,
2. Aufgabepostamt 1010 Wien